

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Swasiland

vom 16. September bis 26. Oktober 2006



# **Die junge (Film-)Kultur in Swasiland**

## **Ein kleines Königreich**

### **zwischen Tradition und Moderne**

Von Marc Heinz

Swasiland, vom 16. September bis 26. Oktober 2006





# Inhalt

1. Zur Person	250
2. Prolog	250
3. Erfahrungen des Unerwarteten	252
4. Eindrücke wie Puzzleteile	257
5. Sitakubonana ebhayiskhobweni!	261
6. Die entmündigten Medien	266
7. Konturen einer neuen Kino-Kultur	269
8. Gestatten, mein Name ist Dlamini	273
9. Es ist auch DEIN Problem!	277
10. Annäherung an alte Traditionen	282
11. Der Junge ohne Namen	287
12. Epilog	291

## 1. Zur Person

Marc Heinz, geboren am 28.01.1974, ist seit 1996 als freier Journalist tätig. Er hat u.a. für DIE WELT (Wirtschaft), das Hamburger Abendblatt (Kultur & Medien) und den Bonner General-Anzeiger (Feuilleton) geschrieben. Parallel zum Studium der Germanistik, Journalistik und BWL an der Universität Bamberg und ergänzend Soziologie – mit Schwerpunkt Wirtschaft und Betrieb – an der Universität Hamburg, war er an zahlreichen Film- und Fernsehproduktionen beteiligt (u.a. für WDR, ZDF, arte). Nach seinem Studienabschluss im Jahr 2001 setzte er zunächst die redaktionelle Arbeit beim NDR (Hamburg) fort und arbeitete 2004 als Eventmanager in der Hansestadt, bevor er nach Bonn kam, um sich in Richtung Internationale Organisationen zu orientieren. Er gehört dem UN-Freundeskreis Bonn an und ist Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen (Berlin). Am Euro Business College Bonn unterrichtet er Messe- und Kongressorganisation.

In den Monaten Januar bis März 2006 schrieb er für die Kulturbeilage WAZon der Allgemeinen Zeitung in Windhoek (Namibia). Anschließend kam er zum Arbeitsmarkt-Informationsservice der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) und ist seither mitverantwortlich für Publikationen zu nationalen und internationalen Arbeitsmärkten. Im September und Oktober 2006 reiste er als Stipendiat der Heinz-Kühn-Stiftung nach Swasiland.

## 2. Prolog

Mit meinem Besuch Swasilands habe ich Neuland für die Heinz-Kühn-Stiftung – und selbstverständlich auch für mich – betreten. Ähnlich wie Lesotho könnte man das kleine Königreich im äußersten Südosten Afrikas, diese letzte absolute Monarchie des schwarzen Kontinents, als „forgotten Kingdom“ bezeichnen. Das Land ist immer noch sehr arm und weist die weltweit höchste AIDS-Rate auf. Eine Insel der Armut, im Osten angrenzend an Moçambique und weitgehend umschlossen vom Territorium Südafrikas, einem der reichsten Länder Afrikas. Während sich dort bereits einige professionelle Filmproduktionen angesiedelt haben, befindet sich die Filmkultur in Swasiland noch am Anfang ihrer Entwicklung. Es gibt demnach keine Massenproduktion von Videos wie in Nigeria und gerade dieses Ursprüngliche, dieses Ungewisse hat im Vorfeld des Stipendiums die Recherche umso spannender gemacht.

In der Vorbereitungsphase auf die Bewerbung bei der Heinz-Kühn-Stiftung stoße ich auf deutliche Zeichen für den Drang der kleinen Nation, sich als Filmstandort international bekannt zu machen. Im Oktober 2005 hat zum

ersten Mal in der Geschichte Swasilands ein Filmfestival stattgefunden. Auf der Festivalseite im Internet ([www.goldenlionfest.co.sz](http://www.goldenlionfest.co.sz)) wirbt Direktor und Gründer James Hall selbstbewusst mit „Africa’s Premier Showcase for Short Cinema“. Die hohe Erwartungshaltung, die er dadurch aufbaut, habe ich als Kulturjournalist – mit starker Affinität zum Film – sogleich als Aufforderung verstanden, mehr über die Hintergründe der jungen Filmkultur herauszufinden und einen Eindruck davon zu bekommen, ob die Veranstalter diesem wenig bescheidenen Anspruch annähernd gerecht werden können.

Je tiefer ich in das Thema eintauche, desto mehr spannende Details zur jungen Filmszene fallen mir auf. Am Talent Campus der Internationalen Filmfestspiele in Berlin hat Anfang 2005 neben Neulingen aus Äthiopien, Moçambique, Togo, El Salvador, Bangladesch, Jordanien und Panama auch zum ersten Mal eine junge Filmemacherin aus Swasiland erfolgreich teilgenommen. Sie heißt Nonhlanhla Dlamini und hat die Jury mit ihrer 48-minütigen Dokumentation „What about moi?“ begeistert, einer untouristischen Betrachtung des traditionellen Reed Dance, in der sie einige Teilnehmerinnen nach ihrer Meinung zur staatlich verordneten, fünfjährigen Geschlechtertrennung, mit dem Ziel der Eindämmung von Neuerkrankungen an AIDS, befragt. Ich plane, die Nachwuchsregisseurin in ihrem Heimatland zu treffen, doch es gelingt mir nicht, im Vorfeld der Reise Kontakt mit ihr aufzunehmen.

Es soll hier aber nicht allein um die Aktivitäten von Talenten in der Filmproduktion gehen. Entscheidend ist auch, inwiefern die junge Filmkultur zur Weiterentwicklung des Königreichs beiträgt und ob sie in allen Bevölkerungsschichten wahrgenommen wird. Außerdem möchte ich einen Blick auf die Medienlandschaft werfen, die sich unter dem Druck der absoluten Monarchie nicht frei entfalten kann. Mich interessiert der Hintergrund von Tradition und Kultur, die sehr stark von der jungen Generation geprägt ist. Ich möchte meinen Blick nicht zu weit einengen, um möglichst viel von der Lebensrealität der Menschen zu erfahren. Realitätsnah bedeutet für mich, hinter den Kulissen der Medienlandschaft auch auf die Probleme des kleinen Landes zu schauen, zu denen zweifellos die AIDS-Problematik, die Zukunft der Waisenkindern, die Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit, die Armut großer Teile der Bevölkerung und die steigende Kriminalität gehört.

Ich merke schnell, dass ich mich von meinem festen Terminplan verabschieden muss. Für Afrika gibt es kein Konzept, keine „Gebrauchsanweisung“. Ich habe Bücher gelesen und im Internet recherchiert, um mich auf knapp sechs Wochen Swasiland vorzubereiten. Ich habe mit „Afrikakennern“ gesprochen und Afrikaner in Deutschland zu den Lebensumständen in ihren Heimatländern befragt. Ich vertraute meinem Reiseführer und dachte zu wissen, was mich erwartet. Ich habe mich geirrt.

### 3. Erfahrungen des Unerwarteten

Ich sitze im Taxi vom Johannesburg International Airport in Richtung Downtown und bestaune die für afrikanische Verhältnisse untypische Skyline der mit knapp 120 Jahren seit ihrer Gründung noch vergleichsweise jungen Millionenstadt, meinem Zwischenstopp vor der Weiterreise nach Mbabane, der Hauptstadt Swasilands. Von weitem betrachtet wirkt die auf 1.753 Metern Höhe gelegene „Stadt des Goldes“, das „New York Afrikas“ mit dem 50-stöckigen Carlton Centre – dem höchsten Stahlbetongebäude Afrikas – modern und weltoffen, doch je näher man kommt, desto mehr bröckelt diese Fassade. Die beeindruckenden Wolkenkratzer sehen plötzlich heruntergekommen und bedrohlich aus. Iwanowski schreibt dazu in seinen „Tipps für individuelle Entdecker“: „Aufgrund der hohen Kriminalität wanderten immer mehr Geschäfte, Büros und sogar die Börse aus der Innenstadt in die Vororte wie Sandton und Rosebank ab. Die Innenstadt wurde zum „No-Go“-Gebiet. Inzwischen wurde viel Geld in Sicherheit und Überwachungsmaßnahmen investiert. Firmen schlossen sich zusammen und gründeten die Initiative ‚Business against Crime‘.“ In meinem Vertrauen bestärkt, fasse ich Mut, mir diesen Moloch – mit gebotener Vorsicht – zu erschließen.

Jabulane, der Fahrer des alten, grünen 200er Mercedes, ist nett und hat sich längst an den dreckigen, abweisenden Charakter von Down Town Jo’burg gewöhnt. „I’m used to it“, sagt er und lacht. Er fragt mich, wohin ich reise. Ich habe dieses Phänomen übrigens vor allem in Afrika erlebt, dass häufig gefragt wird, wohin die Reise geht. Die Ankunft ist lediglich Teil einer kurzzeitigen Zwischenstation.

Zu meiner Überraschung stammt der schätzungsweise fünfzigjährige Taxifahrer aus Swasiland. Der größere Teil seiner Familie lebe noch dort, erzählt er. „Ich fahre mindestens einmal im Monat hin. Sie werden Swasiland lieben. Das Land ist sehr schön. Nur leider gibt es da keine Arbeit.“ Ich frage ihn nach dem weit verbreiteten Nachnamen Dlamini und er klärt mich auf, dass dies der traditionelle Familienname des Königs sei und die Dlaminis also alle ursprünglich von ihm oder seinen Vorgängern abstammen. Daher genießen die „königlichen Gewächse“ auch häufig gesellschaftliche Vorteile und es wundert mich nicht mehr, dass der Ministerpräsident ebenfalls ein Dlamini ist. „Die Menschen in meinem Heimatland sind sehr traditionsbewusst. Das werden Sie schnell merken.“ Er lacht wieder. Aber es ist ein warmes, kein verächtliches Lachen und es passt zu seinem Namen Jabulane; das bedeutet „fröhlich sein und genießen“.

So fröhlich hingegen, wie wir nun durch die schroffen Hochhausschluchten brettern, so sehr mache ich mir auch Sorgen um die Passanten, die teilweise nur hauchdünn vor unserer Stoßstange die Straße überqueren. Der Mann

am Steuer fährt unbeeindruckt mit gleich bleibender Geschwindigkeit. Spätestens jetzt bemerke ich, dass hier etwas anders ist, als ich es gewohnt bin. Die meisten Autokennzeichen tragen das Kürzel GP. Es steht für die Provinz Gauteng, umgangssprachlich heißt sie Gangster's Paradise.

Bei unserer Verabschiedung am Hotel zeigt er mir die Minibusse, die nach Mbabane fahren, und lässt noch den Satz fallen: „Wir werden uns in Swasiland bestimmt wieder sehen.“ Ich schaue ihn ungläubig an und werte es als Höflichkeits- oder Verlegenheitsfloskel. Er kennt nicht einmal meinen Namen. Ich frage ihn, ob er mir seine Telefonnummer aufschreiben möchte und er macht es. „Dann können wir mal ein Bier zusammen trinken oder so.“ Jetzt bin ich kurz davor zu lachen. Ich schaue ihm hinterher und erst jetzt wird mir klar, warum er sich so sicher sein konnte, mich in Swasiland zu treffen. Wo auch immer Personen in mein Blickfeld geraten; sie sind alle schwarz. Es dauert einen kleinen Moment, bis ich realisiere, dass ich tatsächlich der einzige Weiße weit und breit bin – und das mitten in einer Weltstadt. Ein Satz von Siphilwe Hlophe, Leiterin der Swasiland Positive Living Organisation, die ich beim Afrika Fest 2006 in Würzburg kennen gelernt hatte, kommt mir in den Sinn: „In Swasiland kann Ihnen eigentlich nichts passieren, wenn Sie sich unauffällig verhalten“ und dann hatte sie schmunzelnd hinzugefügt „aber als Weißer fallen Sie eigentlich immer auf.“

„Gehen Sie hier vorm Hotel nicht links, sonst werden Sie von den Jungs geschnappt“, warnt mich die Frau an der Rezeption mit einem gleichgültigen Tonfall, als sei dies das Normalste von der Welt. Ich denke, dass es schmale Seitenstraßen sein müssen oder dunkle Ecken, die sie meint und folge ihrem Rat. Nachdem ich all mein Gepäck abgelegt habe, ziehe ich mich möglichst schäbig an und packe nur einen kleineren Teil der Randscheine in einen Geldbeutel, den ich um die Hüfte schnalle. Es ist zwölf Uhr mittags. Meine Uhr, die nicht mehr wert ist als 20 Euro, wird von einem alten Pullover überdeckt. In der Nähe des Hotels findet ein Markt statt und ich bin mir relativ sicher, dass mir nichts passieren kann, wenn ich mich unter Leuten aufhalte und definitiv ohne sichtbare Wertgegenstände rumlaufe. Mir ist nicht bewusst, dass ich mit dieser Annahme falsch liege. Ich gehe eine kleine Runde um den Bahnhof, aber wohin ich auch gehe, eine halbwegs annehmbare Geschäftsstraße kann ich nicht entdecken. Ich möchte ein wenig Proviant für den Nachmittag, Obst und Getränke kaufen. Überall liegt Müll. Es stinkt nach Urin, altem Fett, in dem Fleischstücke brutzeln, nach dem beißenden Qualm der angezündeten Abfallberge. Ich bin schockiert, versuche mich in dem Chaos aber so untouristisch wie möglich zu bewegen. Mir begegnen zwei Polizisten, aber sicher fühle ich mich deshalb nicht. Von zwielichtigen Typen werde ich wie ein Aussätziger angestarrt. Ich erkenne, dass ich mich hier nicht stundenlang aufhalten kann, sondern nur noch einen

Obstand finden muss, der auf dem Rückweg zum Hotel liegt, das bereits in Sichtweite ist. Gerade habe ich beschlossen, gar kein Geld auspacken, da werde ich plötzlich gewaltsam dazu gezwungen. Mitten auf einer belebten Straße zückt ein Mann in Begleitung von zwei Jungs ein langes Klappmesser und hält mir die Klinge an den Hals. Seine Helfer tasten mich in Windeseile ab und haben natürlich schnell meinen Hüftgürtel gefunden. Der zweite schneidet ihn ab und macht sich unter wilden Rufen seines Anführers, er solle auch die Uhr mitnehmen, an meinem Handgelenk zu schaffen. Der Junge wird nervös, weil er die Uhr nicht lösen kann. Ich erlebe das alles wie in Zeitlupe. Um mich herum geht das Marktleben völlig unbeteiligt weiter. Als Weißer bin ich hier unerwünscht. Hilfe habe ich nicht zu erwarten. Die drei lassen von mir ab, weil im Hintergrund ein Polizeiauto langsam um die Ecke biegt. Ich bin froh, dass keiner von den Kerlen mir sein Messer in den Körper gerammt oder mir den Ehering vom Finger gerissen hat. Desillusioniert und leer sehe ich nicht einmal einen Sinn darin, den Polizisten, die im Schneckentempo an mir vorbeifahren, den soeben geschehenen Raubüberfall zu schildern.

Die Frau an der Rezeption sagt: „O.k., you’re back.“ Dabei liegt eine seltsame Mischung aus Gleichgültigkeit und Erleichterung in ihrer Stimme. Ich frage sie, ob es in der Nähe irgendein schöneres Viertel gibt. Sie schüttelt den Kopf und ergänzt trocken, ich solle kein Risiko eingehen. Mein kleines Hotelzimmer wird zum Ghetto, in das ich mich zurückziehe.

Die Kälte der Nacht liegt noch über der Stadt, aber gegen sieben Uhr am Morgen ist es bereits taghell. Kleine Gruppen wärmen sich an aufgeförmtem Altpapier und anderem Material, das sie in Brand gesteckt haben. Angesichts dieser Szenerie spricht aus dem großen Plakat mit der Aufschrift „Show your pride in Jo’burg’s Inner City by keeping it clean!“ die pure Ironie. Überraschend viele Menschen sind unterwegs. Auf dem kurzen Weg zum Platz mit den klapprigen Kleinbussen muss ich mit allem rechnen – auch mit einer erneuten Messerattacke, weil ich mit meinem gesamten Gepäck nun ohne Zweifel als Tourist erkennbar bin. Schon am ersten Wagen, der nahezu voll besetzt ist, werde ich von einem Mann angesprochen, der mich auffordert, den Rucksack auf den Gepäckanhänger zu legen, ohne nach meinem Ziel zu fragen. Ich versichere mich, dass die Reise auch tatsächlich nach Mbabane geht und lege den Rucksack ab. Der Mann verlangt meinen Pass. Alle Anweisungen scheinen einem vorgegebenen Muster zu folgen und ich wage nicht, es zu hinterfragen. Für Freundlichkeiten bleibt keine Zeit. Ich bin angespannt und werde von einem zweiten Mann angesprochen, der mir einen Platz im Minibus zuweist. Außer wenigen Männern sitzen hauptsächlich ältere Frauen darin, die mich gutmütig anschauen. Ich lege mein Gepäck und ein wenig von meiner Nervosität im Wagen ab und

mein Entschluss, Ruhe zu bewahren, wird von einem heftigen Adrenalinstoß erschüttert: Unter den fliegenden Händlern, die den Kleinbus wie Ameisenhorden umkreisen, ist auch ein Junge, der neben allerlei Krimskrams etwas verkaufen will, das ich für gefälschte Pässe halte. Wie vom Blitz getroffen schaue ich mich um. Der Mann, dem ich meinen Reisepass gegeben hatte, ist verschwunden. Auch der Mann in schwarzer Lederjacke, der mir den Platz im Minibus gezeigt hatte, ist nicht mehr zu sehen. Ich fluche innerlich. Wie konnte ich nach all den schlechten Erfahrungen nur so dumm sein, meinen Pass aus der Hand zu geben? Die Selbstverständlichkeit seiner Forderung und die Absicht, meine Taschen möglichst schnell zu verstauen, hatten mich leichtgläubig gemacht. Mir gehen tausend Gedanken durch den Kopf: Wenn der Pass wirklich gestohlen wäre, könnte ich nicht nach Swasiland einreisen. Mir würde wahrscheinlich ein wahrer Kampf mit den südafrikanischen Behörden bevor stehen. Ich brauche mir wegen meines Passes keine Sorgen zu machen, spricht mich eine der Frauen im Bus an. Alle Insassen hätten ihre Pässe abgegeben und gleich würde jemand kommen, der sie zurückbringt. Ein paar Minuten später erscheint tatsächlich eine weitere Frau mit den Ausweisen. Ich bin erleichtert und wundere mich über die enorme Arbeitsteilung, mit der hier vorgegangen wird. Der Mann mit Lederjacke ist auch wieder da und fordert mich wortkarg auf, den Platz im hinteren Teil des Minibusses wieder zu verlassen und auf dem vorderen Sitz Platz zu nehmen. Zunächst ist mir das ein wenig unangenehm, da ich nicht besser behandelt werden will als die Schwarzen, aber dieser Gedanke relativiert sich wieder als ich feststelle, dass es vorn ebenfalls keine Vorrichtung gibt, in die man den Sicherheitsgurt hätte hineinstecken können. Neben fliegenden Händlern mit Früchten, Süßigkeiten und allerlei mehr oder weniger Brauchbarem taucht plötzlich ein dritter Mann am Bus auf. Es ist der Fahrer und mit wenigen Gesten wird angedeutet, dass es jetzt an der Zeit ist, den Fahrpreis zu zahlen. Mit 140 Rand komme ich zwar sehr günstig weg, aber mein Hauptziel ist es nicht, Geld zu sparen. Ich möchte die Art und Weise kennen lernen, mit der sich die Einheimischen fortbewegen. Eine junge Frau setzt sich kurz vor der Abfahrt noch in die Mitte des Frontsitzes. Ich frage nach ihrem Namen; er ist kaum auszusprechen und die Kurzform lautet Imèl. Ihre vier- und siebenjährigen süßen Kinder werden irgendwo hingesetzt, wo noch ein wenig Platz ist und die Fahrt mit 14 Erwachsenen und 3 Kindern an Bord kann losgehen. Je weiter wir uns vom Stadtkern entfernen, desto gepflegter wird die Stadt. Sofort fallen mir die ersten Weißen auf, die in den vorbeifahrenden Autos sitzen. Mein Blick streift Geschäfte mit üppigen Auslagen und hochwertigen Produkten. Johannesburg wird zu der Metropole, die mein Reiseführer beschrieben hat: eine Shopping-Hochburg mit vielen Einkaufszentren und Banken, mit Villenvierteln und „geordneten Ver-

hältnissen“. Doch wer nur diesen Ausschnitt gesehen hat, der hat das wahre Jo’burg nicht kennen gelernt.

Nach gut dreistündiger Fahrt durch den Osten Südafrikas sind wir der hoch gelegenen Grenze zum Königreich Swasiland schon sehr nah. Am Straßenrand weisen Schilder auf die nicht seltenen kriminellen Übergriffe in der Grenzregion hin: „Crime Alert. Please don’t stop!“ Die für afrikanische Verhältnisse recht gut ausgebaute Landstraße verleitet den jungen Mann am Steuer zu einer völlig überhöhten Geschwindigkeit. Er macht diese und andere Strecken drei- bis viermal pro Woche. Seine Routine hat sich längst in Richtung Leichtsinn verschoben. Imèl und ich können uns nur dann verständigen, wenn der Fahrtwind kurzzeitig mal nicht laut pfeifend durch einen Spalt in der leicht verbogenen Bustür strömt. Sie ist 25, empfindet sich selbst aber nicht als junge Frau. Mich fragt sie zunächst nicht nach meinem Alter, sondern ob ich verheiratet bin. Das sagt bereits einiges über die Maßstäbe aus, die hier allgemein gesetzt werden. Mit fünfzehn beginnt das heiratsfähige Alter. Sie pendelt häufiger zwischen Johannesburg und Big Bend, im Osten Swasilands, wo ihre Familie wohnt. Sie ist hübsch, sehr aufmerksam und freundlich. Dem Mann hinterm Steuer bietet sie von ihren Keksen, Bananen und Getränken an und er nimmt von allem gern etwas. Außer zur Passkontrolle am Grenzübergang Ngwenya Oshoek macht er bis Mbabane keine Pause. Als ich – im Gegenzug für ein paar Pfefferminzbonbons – meinen gestern in der Bahnhofshalle gekauften Kuchen aufteile und mich die beiden Kinder anlächeln, ist die aus Johannesburg mitgeschleppte Anspannung verflogen. Was die junge Mutter Imèl macht, um ihre kleine Familie und diese ständigen Fahrten zu bezahlen, kann oder will sie mir nicht sagen. Ihr fehlt bisher, soviel verrät sie mir, eine Aufenthaltsgenehmigung für Südafrika. Sie möchte nach Jo’burg zurückkehren und könnte sich vorstellen, dort für längere Zeit zu bleiben.

Die Straße, die vom Nordwesten ins Landesinnere Richtung Mbabane führt, wird gerade aufwändig zu einer Autobahn ausgebaut. Nach ca. 380 Kilometern und nicht einmal vier Stunden Fahrt werde ich am Taxi- und Busbahnhof, der eher einem großen staubigen Parkplatz gleicht, abgesetzt. Ich verabschiede mich von den Mitreisenden, vor allem von Imèl und den Kindern. Sie sagt: „Wir werden uns sicherlich wiedersehen.“ Das kommt mir bekannt vor. Wahrscheinlich ist es die übliche Verabschiedung der Swasi. Die weit verbreitete Begrüßungsfloskel lautet hier „unjani?“ oder „How are you?“, worauf in der Regel mit „ngiyaphila“ oder „I’m fine/I’m okay“ geantwortet wird.

Gcinile Buthelezi, die als Leiterin der Abteilung Public Health & Social Welfare beim Sozialamt der Stadt arbeitet, holt mich ab. Am Revers ihres dunkelblauen Dresses trägt sie die rote Aids-Schleife und andere Symbole.

Ich habe Schwierigkeiten, ihren Vornamen auszusprechen. Er beginnt mit einem schnalzenden Laut, der durch das Lösen der Zunge vom Gaumen entsteht, und endet mit „nile“. In ihrem Büro beschreibt sie in Kürze einige Aktivitäten des City Council, bevor wir die Frage der Unterkunft klären. Eine der Hauptaufgaben der beruflich sehr aktiven und ungewöhnlicherweise noch unverheirateten Mittdreißigerin ist die Brustkrebsprävention. Darüber hinaus organisiert sie gemeinnützige Veranstaltungen wie die „Clean Up Campaign“, um Mbabane sauberer zu machen oder den jährlichen, karitativen „Jane King Memorial Run“ über eine 10-Kilometer-Distanz.

Bereits in den ersten Tagen stelle ich fest, dass es kaum möglich ist, das Land ohne Auto zu erkunden. Zwar gibt es Regionalbusse, jedoch ohne feste Abfahrtszeiten und der Busbahnhof zählt nicht zu den sichersten Plätzen der Stadt. Das Heer von Kleinbussen ist gut organisiert und die Fahrten sind sehr günstig, aber in entlegene Gebiete führen nur schlechte Schottersträßchen, für die man einen Wagen mit Vierradantrieb braucht. Glücklicherweise gelingt es mir schnell, mich mit den vor der Reise ermittelten Ansprechpartnern in Verbindung zu setzen und mit ihrer Hilfe in das schwerer zugängliche, ländliche Swasiland zu gelangen. Ansonsten bin ich mit Taxis oder zu Fuß unterwegs und Letzteres heißt im Klartext, vor Einbruch der Dunkelheit in der Unterkunft zu sein.

#### **4. Eindrücke wie Puzzleteile**

In Mbabane treffe ich Ton Vriend, einen niederländischen Naturwissenschaftler und Immobilienmakler, der seit über zwanzig Jahren in Swasiland lebt und als Local Representative NMCP im Rotary Club der Hauptstadt vertreten ist. Er versorgt mich mit Hintergrundinformationen, die ich von offizieller Seite nicht bekommen würde: „Es gibt keine politischen Parteien in Swasiland. Sie sind zwar erlaubt, aber ihre Bildung wird mit subtilen Mitteln verhindert. Alle politischen Akteure sind vom Staat – also letztlich vom König – abhängig und der hat die Fäden in der Hand.“

Obwohl die Swasi sehr viel Wert auf gute alte Traditionen legen, wird seit einigen Jahren der Ruf nach einem demokratischeren System immer lauter. Trotz des Widerstands von Mswati III. ist der Wandel langfristig wohl nicht aufzuhalten. Der heute 38-Jährige und seine nächsten Verwandten bedienen sich gern aller technischen – wenn auch noch so teuren – Vorzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Die Anschaffung eines großen Privatjets beispielsweise, der mehrere hundert Millionen Emalangi kosten sollte, konnte aufgrund des öffentlichen Drucks durch geschickt lancierte Medienberichte und einflussreiche Verbände zunächst abgewendet werden. Insider berichten

jedoch, dass Mswatis Privatmaschine bereits in Südafrika „geparkt“ und der Bau eines neuen Flugplatzes geplant ist, weil die Größe des Matsapha Airports für eine sichere Landung des Luxusfliegers nicht ausreicht.

Amnesty International hat die neue Regierung unter Themba Dlamini bereits im September 2003 in einem Memorandum aufgefordert, die Menschenrechte zu wahren, illegale Handlungen und Verstöße gegen internationales Recht einzustellen. Auslöser dieser Forderung waren zahlreiche Menschenrechtsverletzungen gegenüber staatskritischen Personen, die an friedlichen Demonstrationen beteiligt waren sowie gegenüber Personen, die in die Protestmärsche nicht involviert und nur zufällig vor Ort waren. Im Jahr 2004 entspannte sich die Lage ein wenig, weil Swasiland einigen wichtigen UN-Konventionen beitrug, darunter die internationalen Abkommen zu zivilen und politischen Rechten, zu wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechten, das Verbot jeglicher Diskriminierung von Frauen und Mädchen sowie die Konvention gegen Folter und andere Verletzungen der Menschenwürde. Einige Botschaften, zum Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika, raten den einreisenden Staatsbürgern allerdings nach wie vor, sich nicht in der Nähe demonstrierender Gruppen aufzuhalten.

Swasiland entspricht mit 17.364 Quadratkilometern in etwa der Größe von Rheinland-Pfalz. Diese Gemeinsamkeit mit dem Bundesland, in dem ich geboren wurde und aufgewachsen bin, ist wahrscheinlich auch die einzige. Das Königreich zählt flächenmäßig zu den kleinsten Ländern Afrikas. Es ist sehr stark von Südafrika, dem größten Wirtschaftspartner, abhängig. Die Bevölkerungszahl liegt offiziell bei circa 1,21 Millionen. Rund 60% davon betreiben Subsistenzwirtschaft und tragen mit mageren 25% zum Bruttoinlandsprodukt bei. Weltweite Preisschwankungen auf dem Markt für die Hauptexportgüter Holz und Zucker, der dramatische Rückgang des Abbaus von Bodenschätzen sowie wetterbedingte Missernten, zum Beispiel beim Getreide, haben in den vergangenen Jahren für hohe wirtschaftliche Verluste gesorgt. Die verbesserte Infrastruktur und der höhere Industrialisierungsgrad lassen zwar immer mehr Menschen im Westen siedeln, doch der Verstädterungsgrad ist mit knapp über 30% der Gesamtbevölkerung noch relativ niedrig. 97% sind Swasi, die zur Nguni-Gruppe der Bantu gehören und ethnologisch mit den Zulu verwandt sind. Zu den kleineren Gruppen gehören Zulus, Tongas, Shangaan, Europäer, Araber und Asiaten. Neben siSwati wird Englisch als Verwaltungs- und Bildungssprache gesprochen.

Manzini, das wirtschaftliche Zentrum Swasilands, ist durch die gut ausgebaute Autobahn MR3 mit der 35 Kilometer entfernten Hauptstadt verbunden und befindet sich unweit vom winzigen Flughafen in Matsapha, der die Bezeichnung „international“ kaum verdient. „Manzini“ bedeutet „am Wasser gelegen“, aber so romantisch ist der Ort heute längst nicht mehr. Tags-

über ist das wenig reizvolle Zentrum der Stadt total überbevölkert. Rund um den Busbahnhof herrscht geschäftiges Treiben. Die Fahrer der Kleinbusse und die zwei bis drei fürs Kassieren und Passagieranwerben zuständigen Gehilfen versuchen durch Hupen und Rufen auf sich aufmerksam zu machen. Direkt daneben sind klapprige Holzstände aufgebaut und fliegende Händler verkaufen allerlei Krimskrams. In diesem Gewimmel halten sich leider auch zunehmend Kriminelle auf. Einige von ihnen kommen aus Moçambique oder Südafrika. Sie haben es auf Handys und andere Wertgegenstände abgesehen. Der Combi-Fahrer rät mir, auf meine Taschen zu achten und nicht zu telefonieren, da Mobiltelefone hier häufig kurz nach der Annahme eines Anrufs geklaut werden.

In Swasiland leben gegenwärtig knapp 200 Deutsche. Eine davon ist Jutta Rudolf, die unter anderem ein Reisebüro in Manzini betreibt und die monatliche Tourismus-Beilage „What’s Happening In Swaziland?“ in einer der beiden Tageszeitungen, der Times of Swaziland, herausgibt. Das mit einer Auflage von 15.000 Exemplaren über ganz Swasiland verteilte Printprodukt wird komplett durch Anzeigengelder finanziert. „Jutta“, wie sie hier schlicht genannt wird, ist damit auf allen großen Touristikmessen vertreten, unter anderem auf der ITB, wo im März 2006 die erste deutsche Ausgabe präsentiert werden konnte. Inzwischen ist sogar eine portugiesische Übersetzung für Moçambique auf dem Markt. „Dabei spreche ich kein einziges Wort Portugiesisch“, sagt sie schmunzelnd. Trotz zum Teil heftiger Erfahrungen in Mogadischu, wo sie einige Jahre lebte, und einem bewaffneten Raubüberfall, den sie nur mit Glück überlebte, tritt die aus der Nähe von Oldenburg stammende Frau mit einem beeindruckenden Selbstbewusstsein auf. Sie macht mich auf eine andere Deutsche aufmerksam, die ich unbedingt kennen lernen müsse: die 60-jährige Ingeborg Bock.

Ich besuche die Inhaberin von drei Läden mit afrikanischer Kunst in Swasiland in einem ihrer Geschäfte mit dem reichlich plakativen Namen „African Fantasy“. Sie berichtet von einer angespannten Wirtschaftslage: „Mein damaliger Mann arbeitete bei Nordmende in Bremen und wir gingen 1972 nach Nigeria. Das Land war einige Jahre der größte Champagner-Importeur der Welt, doch als dieser Handel verboten wurde, ging es mit der Wirtschaft bergab. Radio- und Fernsehgeräte ließen sich kaum noch verkaufen und die Zeiten, als mein Mann sich vor afrikanischen Kunden mit der Fernbedienung in der Tasche als Zauberer hinstellen konnte, waren vorbei. Viele sind aus den verwaisten Industriegebieten Abujas weggegangen. Nach seinem Tod bin ich mit meinem neuen Partner, der Projekte fürs CIM und die Konrad-Adenauer-Stiftung machte, 1983 nach Swasiland gegangen.“ Nachdem sie einige Jahre die relativ hochpreisigen Macadamia-Nüsse anbaute und ihr Mann 1999 starb, hat sie zusammen mit einer Freundin die Kunst-

Geschäfte mit Hauptsitz in der „Mall“ von Mbabane weitergeführt. „Anfang der 1990er waren sämtliche Botschaften hier und viele Entwicklungshelfer. Das brachte natürlich ordentlich Kaufkraft ins Land. 1994 kam dann der Wendepunkt. Die Industrien wanderten zum schnell wachsenden Markt nach Südafrika ab und die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich. Geblieben ist eigentlich nur Coca-Cola. Die produzieren nach wie vor ihr Konzentrat hier. Zucker ist genug vorhanden und die anderen Zutaten können sicherlich einfach zugeliefert werden.“ Mittlerweile hat sich die Menge des von Europa abgenommenen Zuckers verringert und für die übrigen Industriezweige sieht es nicht unbedingt besser aus. Die Textilhersteller beispielsweise bekommen starke Konkurrenz durch chinesische Billigproduzenten. „Der Höhepunkt im Tourismus war 2002. Das lag vor allem an den reichen Südafrikanern und anderen Touristen der Upper Class, die Swasiland als Reiseziel entdeckten.“ Deshalb wurden überwiegend im nord-westlichen Bergland („Highveld“), in relativer Nähe zum Kruger Nationalpark, teure Lodges – mit Übernachtungspreisen von 1.000 Emalangenien und mehr pro Nacht – und im Ezulwini Tal hochkarätige Hotels gebaut. Erst mit den Bed & Breakfast Häusern und günstigen Flügen aus Europa tritt allmählich eine Entwicklung zum Massentourismus ein.

Die britischen Architekten Brad Walker und Steve Adams leben bereits einige Jahre in Swasiland und kennen sich dort bestens aus. Im Wesentlichen betreuen sie staatliche Bauvorhaben, die einzigen, mit denen noch Geld zu machen ist. Sie nehmen mich mit zu einem ihrer neuesten Projekte in Lavumisa, einem Grenzort im Südosten. Wir fahren von Mbabane hinab ins Lowveld. Im Gebiet zwischen Simunye und Tshaneni befinden sich riesige Zuckerrohrplantagen. Trotz erheblicher wirtschaftlicher Einbußen durch Veränderungen auf dem Weltmarkt erwirtschaftet Swasiland mit dem Verkauf von Zucker nach wie vor einen Großteil seiner Devisen. Die Arbeiter auf den Feldern und in den Raffinerien müssen bei steigenden Lebenshaltungskosten allerdings sinkende Löhne hinnehmen. Der Rohöl- und Benzinpreis zum Beispiel hat sich innerhalb eines Jahres verdoppelt. Zu den weniger wichtigen Wirtschaftszweigen gehört der Ananasanbau. Ich sehe zum ersten Mal die reifen Früchte auf den Stauden und nicht erst die geernteten im Supermarkt. Auf den Feldern in der Ebene werden auch Zitrusfrüchte, Mangos und Bananen angebaut, die überwiegend für den Export in den Nahen Osten und nach Japan bestimmt sind. Giftschlangen, die es hier auch geben soll, kriechen mir zum Glück nicht über den Weg und ich verzichte auf Malariaprophylaxe, weil ich noch vor Einbruch der Dunkelheit in die höher gelegenen Regionen zurückkehren werde.

Mit 70 Millionen Kiefern auf über 65.000 ha ist der Usutu Forest einer der größten künstlich angelegten Wälder der Welt. Dahinter stecken größtenteils

wirtschaftliche Interessen, da die schnell wachsenden Bäume in Abständen von ca. 16 bis 18 Jahren für die Papierindustrie und andere holzverarbeitende Gewerbe „geerntet“ und wieder aufgeforstet werden. Die größte Gefahr sind Brände, die meistens durch Honigsammler ausgelöst werden, die Feuer legen, um Bienenschwärme auszuräuchern. Verkohlte Flächen sieht man hier häufig und meine oft gestellte Frage, warum immer wieder absichtlich brandgerodet wird, bleibt lange unbeantwortet.

Adams, der zusammen mit seiner Lebensgefährtin, einer Dozentin an der University of Swaziland, auf dem Uni-Campus wohnt, überrascht mich mit seinem detaillierten Kulturwissen. Er fragt mich nach mindestens einem Dutzend Büchern und Filmen, von denen ich größtenteils nie etwas gehört habe und würzt seine kurzen Zusammenfassungen äußerst unterhaltsam mit ein paar bissigen Kommentaren. Wir sprechen über das anstehende Golden Lion Film Festival, dessen Premiere der ausgesprochene Filmfan im vergangenen Jahr besucht hatte. Leider kippt er fast ausschließlich Spott und Hohn über die Veranstaltung und meine Vorfreude bekommt einen ersten kleinen Dämpfer. „Die Tatsache, dass ein junger Student mit einem mittelmäßigen Musikvideo in der Konkurrenz mit anderen Kurzfilmen aus Swasiland gewonnen hat, zeigt auf welch niedrigem Niveau die Filmbranche hierzulande ist. Das internationale Programm war auch nicht besser. Die Regisseure haben offenbar nichts Spannendes zu erzählen“, kritisiert Adams. „Auch in diesem Jahr gibt es kein Motto, keinen roten Faden. Dadurch wird das Festival beliebig und weil viele Werke aus Amerika und Europa gezeigt werden, gehen die Themen der meisten Filme am Leben der Menschen hier vorbei.“

## **5. Sitakubonana ebhayiskhobweni!**

Die süffisante Art von James Hall ist mir suspekt; und ich bin nicht der Einzige. Zuletzt erschienen Leserbriefe in der Tageszeitung Swazi Observer, in dem er eine wöchentliche Kolumne zum Thema AIDS schreibt, die das Unverständnis zum Ausdruck brachten, wie sich der 1988 zugezogene weiße US-Amerikaner anmaßen könne, mehr über das Leben in Swasiland zu wissen als die Einheimischen selbst.

Im Vorfeld meiner Reise hatte ich mehrfach versucht, ihn zu kontaktieren. Vergeblich. Er meldete sich nicht zurück und auch meine freundliche Bitte um ein kurzes Interview vor Ort ließ er zunächst unbeantwortet. Erst als ich ihn in der Redaktion der Times of Swaziland zufällig treffe, kann er nicht mehr ausweichen. Der smarte Filmfestleiter, der es schafft, Regisseur, Produzent, Journalist und Wunderheiler in einer Person zu sein, sucht nach Ausreden. Er habe bereits vier Interviews in einer Woche gegeben und

müsse noch so viel vorbereiten, dass er leider keine Zeit für mich hätte. Auf meine Frage, wer noch zum Organisationsteam gehöre und ob es ein Festivalbüro gebe, bekomme ich eine erstaunliche Antwort. Er werde von seinen Medienpartnern unterstützt. Heißt das etwa kein Team und kein Büro? Mir wird schlagartig bewusst, dass Hall nicht nur der Leiter, sondern auch der alleinige Organisator des Festivals ist. Ich fühle mich wie vor den Kopf gestoßen, doch so schnell lasse ich nicht locker. Erneut erkläre ich ihm, dass es mir speziell darum ginge, mehr über die Organisation des Festivals und seinen ungewöhnlichen Lebenslauf zu erfahren. Weil er mich nicht einfach abschütteln kann, bietet er mir an, mich bis zum Waterford Kamhlaba College, an dem seine Tochter studiert, in seinem modernen Geländewagen mitzunehmen und mir einige Fragen zu beantworten.

Als wir im Auto sitzen und der Motor läuft, verstehe ich kaum noch ein Wort. Ich werde den Eindruck nicht los, als rede er absichtlich so leise, damit ich nicht dahinter komme, wie er „sein Festival“ organisiert. Aus den Anzeigen im Programmheft und Zeitungsartikeln schließe ich, welche Sponsorgelder geflossen sein könnten. Eine stolze Summe für eine One-Man-Show, zu der ich eine Stellungnahme erwarte. Er windet sich wie eine Schlange und meint, er habe so hohe Telefon- und Portokosten. Außerdem sei er viel mit dem Auto unterwegs. Die erhaltenen Gelder hätten schätzungsweise gereicht, um einmal die Erde zu umrunden und mir drängte sich zum ersten Mal der Verdacht auf, warum Hall etwas dagegen hatte, von mir über die Schulter geschaut zu bekommen. Gern behauptet er, junge Filmtalente nicht nur ideell, sondern auch finanziell bei der Umsetzung von ersten Projekten zu unterstützen. Einige Festivalteilnehmer aus Swasiland, die ich darauf anspreche, können mir dies allerdings nicht bestätigen. Stattdessen arbeitet er bis kurz vor Festivalbeginn noch an der Fertigstellung eines eigenen siebenminütigen Kurzfilms, den er an einem Tag gedreht und an sieben Tagen geschnitten hat. Wenn man bedenkt, dass im Normalfall die Formel „Ein Drehtag ergibt in der Postproduktion durchschnittlich ein bis maximal zwei Minuten des Kinofilms“ gilt, lassen Rückschlüsse auf die Qualität des Materials von Hall nichts Gutes erahnen. Er nimmt sich sogar das Recht heraus, sein Werk außer Konkurrenz publikumswirksam am Abend der festlichen Preisübergabe zu zeigen.

Doch er hat sich getäuscht. Sein Festival ist bis zum letzten Tag schlecht besucht und ein Großteil der Filme vermag das Publikum nicht zu begeistern. Zudem bietet der Festivalchef Nachwuchsregisseuren aus Swasiland keine ausreichende Plattform, um sich und ihre ersten Filme zu präsentieren. Von 14 Studentenfilmen stammt nur einer aus Swasiland. Sicherlich waren bestimmte Qualitätsanforderungen bei einigen der eingereichten Erstlingswerke nicht erfüllt, aber die Themen hätten die Festivalbesucher möglicherweise di-

rekter angesprochen und sicherlich noch mehr einheimische Zuschauer angelockt. Außerdem müsste die angekündigte Nachwuchsförderung auch tatsächlich umgesetzt werden, damit gute Filmstoffe entstehen. Stattdessen hat der wortgewandte Mann aus Manzini, der seine siSwati-Kenntnisse nicht in die Anmoderationen der Filme einfließen lässt, sondern alle Ansagen in englischer Sprache mit amerikanischem Akzent macht, die meisten Filmchen während des Internationalen Filmfestivals in Cannes aus dem Vorjahr ergattert. Alliance Française du Swaziland hatte dort zum ersten Mal einen kleinen Stand zur Promotion des Golden Lion Film Festivals gesponsort.

Sitakubonana ebhayiskhobweni! (See you at the movies!) schreibt Hall im Vorwort des Festivalprogramms. Filme aus 42 Nationen kündigt er an, aber beim Nachzählen im Programmheft komme ich beim besten Willen nur auf 22 Länder. Es werden alle Genres bis zu einer Länge von 45 Minuten gezeigt. Darunter eine Auswahl von sechzehn US-amerikanischen Produktionen (aus den Bundesstaaten Kalifornien bis Texas) für zwei Themennachmittage, die zur allgemeinen Verwirrung bereits acht Tage vor der eigentlichen Festivalwoche stattfinden. Für einen französischen, ebenfalls von Alliance Française du Swaziland geförderten Abend mit der eindeutigen Überschrift „From Cannes With Love“ hat der Filmfestmacher acht internationale Teilnehmer des Kurzfilmprogramms in Cannes ausgewählt. Die Eintrittspreise sind mit 45 Emalangi für Erwachsene und E 20 für Kinder bzw. Studenten recht üppig. Das spärliche Publikum im Mbabane Theatre Club besteht an diesem und am folgenden Abend mit italienischen Werken unter dem Motto „A Night of Italian Films“ folgerichtig fast ausschließlich aus Weißen, da sich die Mehrzahl der schwarzen Bevölkerung die Eintrittsgelder nicht leisten kann.

Die auf eine unterhaltsame Abendunterhaltung eingestellten Sponsoren des italienischen Konsulats sind wenig angetan von den teilweise verstörenden Animationen und ernsthaften Dramen. Ein kleiner Trost bleibt: Am Ende gewinnt der italienische Kurzfilm „Sotto le foglie“ (Under The Leaves), eine nachdenkliche Liebesgeschichte, den Golden Leo Award.

Für 2007 hat Hall bereits Screenings in Johannesburg geplant, um die dortige Filmszene auf das Festival in Swasiland aufmerksam zu machen. Im Internet versuche ich mehr über das amerikanische Multitalent herauszufinden, aber unter dem Stichwort James Hall ist kaum etwas veröffentlicht. Einer der Besten seines Jahrgangs soll er im Filmseminar an der University of Southern California gewesen sein. Es bleibt jedoch offen, von wem diese Information stammt; streut Hall sie etwa selbst?

Zum Glück hat mir Ton Vriend bereits etwas mehr über diesen selbstgefälligen Mann aus Chicago erzählt: Er sei Ende der 1980er Jahre von einer Afrikareise in seine Heimatstadt zurückgekehrt und eine Ampel nach der ande-

ren sei genau in dem Moment ausgefallen, als er darunter hindurch fuhr. Eine Stimme aus dem Nichts habe ihm mitgeteilt, er müsse nach Swasiland gehen und dort eine Ausbildung zum Seher machen. Hall überlegte nicht lange, verließ die USA und wurde nach zweijähriger Lehrzeit bei den Swasi-Schamanen im Initiationsritual („kutfwasa“) zum ersten weißen Sangoma ernannt, dem Mswati III. den Namen Tjekisa gab. Heute beherrscht er die Sprache der Swasi perfekt, aber ihre Herzen konnte er offenbar nicht erobern.

Zur Eröffnung haben sich nicht einmal dreißig Festivalbesucher in den mit einer alten Leinwand ausgestatteten Theatre Club verirrt. Man sieht dem 1963 errichteten Gebäude an, dass kein Geld für Renovierungen vorhanden ist. Gern wäre Hall glorreich ins neue American Cultural Center eingezogen. Es wäre der größte und zudem modernste Raum gewesen, aber die Baumaßnahmen dauern noch an und wahrscheinlich wäre es ein noch größeres Desaster geworden, denn nicht einmal die 190 Sitze des Theatre Clubs füllen sich. Hall versucht diese peinliche Situation zu erklären und verweist auf den Hauptsponsor – Nedbank Swaziland – der zwar hundert Karten aufgekauft, aber offenbar nicht unter die Leute gebracht habe. Fast ist er ein wenig zu bedauern, wie er von Abend zu Abend gespielt souverän dasteht und die leeren Ränge zu erklären versucht. Bei der Abschlussveranstaltung ist es der Telefonnetzbetreiber MTN, dessen über hundert reservierte Plätze frei bleiben und somit das ansonsten rappelvolle Kulturzentrum „House on Fire“ kalt lassen. Ich frage mich, ob Hall boykottiert wird oder ob es den Sponsoren egal ist, was mit ihren Geldern geschieht.

Höchst wahrscheinlich war die Streuung der Werbung nicht gut organisiert. Es reicht einfach nicht, in den Tageszeitungen und in „What’s happening in Swaziland“ zu inserieren. So erreicht man nur eine Minderheit. Das flächendeckende Medium in Afrika ist immer noch das Radio. Ohnehin muss zunächst eine Kinokultur entstehen. Selbst Kulturbegiesterte sind es nicht gewohnt, nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Haus zu gehen. Die Abendunterhaltung findet in den eigenen vier Wänden statt und das ist beim ärmeren Teil der Bevölkerung durchaus wörtlich zu nehmen, da es keine weiteren Zimmer gibt. Die wohlhabende Schicht trifft sich allenfalls in einer Handvoll angesagter Bars oder Clubs, die zum Teil zu Hotels oder Lodges gehören. Der Vorführungsbeginn des Festivals um jeweils acht Uhr abends (außer bei den Matineen am Sonntagnachmittag) ist ungeschickt gewählt. Kein Afrikaner wird um diese Uhrzeit noch zu einer Filmvorführung gehen, da der öffentliche Transport in dieser Jahreszeit gegen 19 Uhr endet und Taxis für die meisten zu teuer sind.

Die Behauptung jedoch, dass europäische oder amerikanische Filmproduktionen beim zumeist jüngeren afrikanischen Publikum generell nicht ankommen, wäre nicht richtig. Die abwechslungsreiche Komödie „Love

Letter“ aus den USA beispielsweise trifft den Geschmack und daher wird der Streifen auch an zwei Abenden gezeigt. Ansonsten ist die überwiegend männliche Zielgruppe einer steigenden Zahl junger Regisseure an Actionfilmen und Stoffen aus dem kriminellen Milieu, in denen Gewalt und Waffen eingesetzt werden, interessiert. „Beim größten Teil der aus Swasiland oder anderen afrikanischen Staaten eingesandten Kurzfilme“, resümiert James Hall, „ist die Ausübung von Gewalt unterschiedlichster Art das zentrale Thema.“ Einige Jungfilmer beschäftigen sich mit der allgegenwärtigen AIDS-Problematik oder den Auswirkungen der großen Kluft zwischen Armut und Reichtum. Andere versuchen den Alltag in farbenfrohen Facetten einzufangen. Sie wollen die bislang unzugängliche Videotechnik sowie sich selbst als Filmer und Beobachter ausprobieren, ohne dabei allzu sehr auf Form oder Inhalt zu achten. Die breite Bevölkerung ist in die zarten Anfänge der Filmproduktion bislang wenig bis gar nicht involviert. Ein Großteil der ländlichen Bewohner Swasilands hat nie zuvor eine Video- oder Filmkamera, geschweige denn einen Film, gesehen.

Ich interviewe Producer und Schauspieler Pedzi aus Simbabwe. Sein vollständiger Name ist Pedzisayi Sithole. In seinem Heimatland hat er nach ersten Erfolgen im Filmbusiness eine kleine Firma, die P.S.Studios, gegründet. Er erzählt von seinem ersten großen Engagement 1985 in Richard Attenboroughs Film „Cry Freedom“. 2000 durchlief er ein zweiwöchiges, von der Deutschen Welle gesponsertes Trainingsprogramm in Swasiland. Im selben Jahr wurde er in Simbabwe für die Sitcom „Sinjalo“ als bester TV-Regisseur ausgezeichnet. Drei Jahre später erhielt er den Best Video Award. Ich kann kaum glauben, dass dieser jung und dynamisch wirkende Kerl bereits 40 Jahre alt ist. In Swasiland trainiert er seit einigen Wochen Theater- und Fernsehschauspieler. Eine seiner Schülerinnen ist mit ihrem qualitativ noch recht minderwertigen Kurzfilm „The Brown Bottle“ im Sonderprogramm der Filme aus Swasiland vertreten. Sie laufen erst am Tag nach der Preisverleihung außer Konkurrenz, sind also im Grunde kein Bestandteil des Festivals und wirken wie Anhängsel.

„Das Interesse an Filmen und Theaterstücken ist da“, meint Pedzi, „aber dann passiert nichts mehr. Es gibt keine Kultur des Ausgehens; wenn überhaupt, dann sind es die Männer und meistens betrinken sie sich bloß“. Das bestätigen auch Paul J. Lewis und Tom Bayly. Beide engagieren sich im Theatre Club Mbabane. Seit über zwanzig Jahren lebt der aus England gekommene Lewis in Swasiland. Er arbeitet als Wachmann, doch seine Leidenschaft gehört der archaischen Theatertechnik und der spartanischen Bar des Clubs. „Viele aktive Leute haben Swasiland verlassen“, bedauert er und auch dem hauptberuflichen Architekten Bayly fällt es zunehmend schwerer, genug Publikum in seine Neuinszenierungen zu locken. „Ich habe 40 Stücke

gemacht, darunter auch Musicals“, erinnert sich der 65-Jährige. Aber als die Botschaftsangehörigen nach Südafrika gingen – dorthin, woher er 1971 gekommen war – nahm der Zuschauerstrom sofort ab. Die Schlussfolgerung könnte lauten, dass die afrikanische Bevölkerung mit Unterhaltung nach westlichem Standard nichts anfangen kann; doch diese Annahme wäre vorzeitig. Die meisten jungen Leute würden sich über ein breiteres Kulturangebot freuen, doch nach eingestelltem Combi-Transport am Abend sind sie nicht mehr mobil und die Eintrittspreise können sich nur die Kinder wohlhabender Familien leisten.

Ich stehe mit Lewis und zwei anderen Festivalbesuchern an der Bar, da kommt eine Einheimische, die mit Sindi Nxumalo und anderen Schauspielern gerade das neue Stück „My Funny Valentine“ probt, auf mich zu und fragt mich, ob ich bereits einen Swasi-Namen hätte. Ich verneine das und sie meint, dass sie mich jetzt unbedingt taufen müsse. Und so gibt sie mir den Namen „Bhekisisa“. Das sei ein guter Name, sagt sie, und es bedeute „Der Warmherzige“. Ich freue mich, dass mir eine Unbekannte diesen schmeichelhaften Namen gegeben hat. Zur Sicherheit frage ich einige Tage später unabhängig voneinander zwei andere Swasi nach der sinnbildlichen Übersetzung. Beide meinen spontan, dass es ein schöner Name sei. Es ist kaum verwunderlich und typisch für Afrika, dass mir beide Personen dann jedoch völlig unterschiedliche Bedeutungen nennen. Der erste Befragte übersetzt den Namen mit „The one we waited for“ und die zweite Person sagt „Someone who looks closer“. In Afrika gibt es eben nicht nur eine Deutung der Dinge, es gibt nicht nur Schwarz oder Weiß. Der Reisende wird erkennen, dass hier alles möglich ist. Gutes und Schlechtes; und manchmal beides zur gleichen Zeit.

## 6. Die entmündigten Medien

Nur eine Minderheit der Bevölkerung kann sich den Kauf von Tageszeitungen, Radio- oder Fernsehgeräten und Computern mit Internetanschluss leisten. Außerdem schränkt das Medienrecht, das maßgeblich vom Staatsoberhaupt bestimmt wird, die Journalisten stark ein. Mit negativen Äußerungen über den König oder dessen Politik sollte man sich generell zurückhalten. Ich höre von zwei Deutschen, die vor einiger Zeit wegen öffentlich geäußelter Kritik ausgewiesen wurden. Ganz unmissverständlich haben wir es mit der letzten absoluten Monarchie in Afrika zu tun. Doch den wachsenden Einflüssen der medialen Welt kann auch sie sich nicht entziehen.

„Jedes Medienunternehmen braucht eine Lizenz“, erläutert mir Richard Rooney, der Leiter des im Juli 2006 eingerichteten Studiengangs „Journa-

lism and Mass Communication“ an der University of Swaziland. „Der König kann diese jederzeit entziehen. Zuletzt hat Mswati III. übrigens kurzerhand verboten, Interviews mit Mitgliedern der Königsfamilie zu führen, weil ihm die Aussagen seiner Mutter in einem abgedruckten Gespräch in der südafrikanischen Presse nicht gefielen; also nicht einmal in einem landeseigenen Blatt. Es dauerte ein Jahr, um den neuen Studiengang aufzubauen und es wird weitere zwei bis drei Jahre dauern, bis aus dem Diplom- ein Bachelor-Studiengang geworden ist. In unseren Lehrveranstaltungen dürfen meine vier Dozenten und ich zwar keine offene Kritik am Staat üben – obwohl hier bisher niemand war, der das kontrolliert hätte – aber wir ermuntern die angehenden Journalisten, nicht nur in den Mainstream-Bereich zu gehen, sondern auch für NGOs und andere Institutionen zu arbeiten. Im Kontext der Entwicklungshilfe sind Inhalte zu Menschenrechten und der Gleichberechtigung der Geschlechter besonders wichtig.“ Während er mit mir spricht, schließt der Journalistik-Professor aus London unbewusst die Augen, als wolle er meinen Blicken ausweichen. Seine Haut ist von der Sonne gerötet und die Brille, die er trägt, könnte noch aus den 1980er Jahren stammen. Ich erfahre, dass Rooney von 1979 bis 1995 für verschiedene britische Medien gearbeitet hatte, bevor er seinen ersten Lehrauftrag an der John Moores University in Liverpool annahm. Sein Interesse an Entwicklungsländern führte ihn 2001 an die Madang University in Papua Neu Guinea und als sein dortiger Aufenthalt für die Voluntary Services Overseas 2004 endete, bewarb er sich auf die jetzige Stelle als Fachbereichsleiter. „Es gab hier schon neun Jahre lang ein Journalism Department, doch die wenigsten Unternehmen hatten eine Ahnung davon, was Journalismus bedeutet“, bemerkt der 50-Jährige sichtlich amüsiert. „Mit News und Information wollen die Zeitungen hier bloß Geld verdienen. Daher stellen sie möglichst gering bezahlte Reporter ein. Im Radio laufen häufig Call In Programme, aber zum Thema tragen die Anrufer selten bei. Die meisten wollen nur ihre eigene Stimme hören.“

Ich wundere mich, dass der Leiter eines Studiengangs für Massenkommunikation das SIMACOM (Swaziland Institute of Mass Communications) nicht kennt. Langsam wird mir bewusst, warum meine Emails an den angeblichen Direktor Crosby Mwanza ins Leere liefen und warum die Adresse in Mbabane nicht stimmte. Diese Einrichtung hat ihre Pforten eventuell längst geschlossen oder möglicherweise nie existiert. „Es würde mich nicht überraschen, wenn da jemand nur Fördergelder kassiert hätte“, vermutet Rooney und weist stattdessen auf das MISA (Media Institute for Southern Africa) hin. „Im Moment ist viel Geld für Journalismus und Massenkommunikation vorhanden, weil die Regierung die gestiegene Bedeutung der Medien erkannt hat. Allerdings ist die Situation für die Absolventen immer noch sehr

unbefriedigend. Nur 20 Prozent aller Graduierten der einzigen Universität des Landes bekommen nach ihrem Abschluss einen Job. Die Wirtschaft ist dieser Herausforderung noch nicht gewachsen. Daher nehmen wir jährlich nur 20 Studenten auf, damit wir ihnen auch vernünftige Berufsperspektiven bieten können. Wir versuchen sie dazu zu bringen, selbst ein Unternehmen zu gründen und Angestellte zu beschäftigen.“

Es ist schwer, an Hintergrundmaterial zu den Medien zu gelangen. Timothy Simelane, ein News Reporter des „Swazi Observer“ (gebildet aus Daily Observer, Weekend Observer und Istantzell) ist bereit, einige meiner Fragen zu beantworten. „Alle Anteile am Observer hat Tibiyo Taka Ngwane, ein staatlicher Eigner“, bestätigt er meine bisherigen Informationen. „Die erste Ausgabe erschien im Jahr 1982 und der inzwischen verstorbene Sishayi Nxumalo hat das Blatt weiterentwickelt. Auf Anweisung von Mswati III. wurde die Herausgabe im Februar 2000 vorübergehend eingestellt. Die Gründe sind nicht ganz klar. Wahrscheinlich gefiel ihm die Berichterstattung nicht.“ Für diese offene und ehrliche Stellungnahme verdient der junge Journalist meinen größten Respekt. Ich habe ihm zuvor gesagt, dass ich ihn in meinem Bericht zitieren werde. Selbstverständlich hat er mir seine eigene Gesinnung nicht verraten, denn er wäre nicht der Erste, der aufgrund staatskritischer Äußerungen seinen Job verliert. Auf königstreue Linie gebracht, meldete sich der Observer bereits im Januar 2001 wieder zurück.

Andere Printmedien wie das wöchentliche Magazin „The Nation“, die Tageszeitungen „The Guardian of Swaziland“ und die „Times of Swaziland“ (älteste Zeitung seit 1897) wurden ebenfalls zwischenzeitlich ohne gültige Rechtsgrundlage verboten und konnten ihre Arbeit erst im Anschluss an geschickte geführte Gerichtsprozesse wieder aufnehmen. Es soll bereits vorgekommen sein, dass Paul Loffler, der Herausgeber der Times, und Martin Dlamini, der Chefredakteur, mitten in der Nacht zum König zitiert wurden, der Staatsgeschäfte häufig noch zu später Stunde erledigt, um regimekritische Aussagen zu rechtfertigen. Berichten von Amnesty International und Pressreference zufolge, in denen von groben Misshandlungen festgenommener Journalisten und mutwilliger Zerstörung ihres Materials durch die Polizei die Rede ist, muss der Druck durch die internationale Staatengemeinschaft weiter erhöht werden, um die Regierung Swasilands zur Akzeptanz von Meinungs- und Pressefreiheit zu bewegen.

Die Nicht-Regierungsorganisation MISA (Media Institute of Southern Africa) mit Hauptsitz in Windhoek (Namibia) hat sich zur Aufgabe gemacht, in den Ländern der SADC (Southern Africa Development Community) sowohl unter den Medienleuten selbst als auch gegenüber staatlichen Instanzen auf die elementare Bedeutung freier, unabhängiger und pluralistischer Medien hinzuweisen. In elf Staaten ist das im September 1992 gegründete und

mit Geldern internationaler Stiftungen finanzierte Medien-Institut bereits vertreten. Die Mitarbeiter beraten und unterstützen die Medienschaffenden, fördern den Informationsaustausch und veröffentlichen Untersuchungsberichte über die Einhaltung oder Verletzung von Meinungs- und Pressefreiheit. In Swasiland ist ihr Einfluss allerdings noch gering. Die Regierung, allen voran der König und die ihm nahe stehenden Verwandten, lassen sich nicht so leicht unter Druck setzen, denn sie entscheiden, ob und in welchem Umfang das MISA agieren darf. Zu den Menschen in den rückständigen Regionen des Landes dringen die Kampagnen zur demokratischen Meinungsbildung erst recht nicht durch.

Mary Ellen Rogers, die ich zufällig im Theatre Club Mbabane kennen lerne, kam vor zwei Monaten aus Sydney nach Swasiland. Die australische Regierung hatte die Stelle als Media Research Officer im MISA ausgeschrieben. Comfort Mabuza, der Direktor des Instituts ist auf Dienstreise und daher besuche ich die 29-Jährige in ihrem Büro, um mehr über die Monitoring Studie zu erfahren, an der sie gerade arbeitet. „Wir versuchen herauszufinden, welche Trainingsmaßnahmen die Medienmacher hier brauchen, um Themen wie journalistische Ethik, Gleichberechtigung, HIV/AIDS oder den Demokratieprozess offensiv nach außen zu tragen.“ In den Regalen türmen sich Zeitungen und Magazine. Der Tisch, an dem die 22-jährige Praktikantin Zhitile Myambo sitzt, ist ebenfalls überfüllt mit Unterlagen. Die Studentin an der University of Swaziland überträgt fein säuberlich Analysedaten in eine Themenliste. „Da uns nur wenige Wochen für die Auswertung aller Medien bleiben“, fügt Rogers einschränkend hinzu, „wird die Studie voraussichtlich nicht besonders stark in die Tiefe gehen können.“ Immerhin zeichnen sich allmählich erste Erfolge der kritischen Berichterstattung ab: Die Regierung betrachtet die Rolle demokratischer Medien inzwischen als Staatsauftrag und hat die Einrichtung eines Medienbüros angekündigt. Ich nehme mir vor, die spannenden Entwicklungen in dieser Richtung weiter zu verfolgen.

## **7. Konturen einer neuen Kino-Kultur**

Es gibt kein einziges Kino in Swasiland! Eine Tatsache, die man sich als kulturverwöhnter Europäer erst einmal vergegenwärtigen muss. Was nicht bedeutet, dass es hier nie ein Kino gab. Ich stehe vorm Cinelux-Gebäude in Mbabane. Seit Jahren befindet sich kein Kino mehr darin. Es wurde in mehrere Läden aufgeteilt und statt auf Kinoplakate schaut man jetzt auf Lampen- und Elektroartikel. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet

sich, so will es die Ironie, ein Laden mit Leihvideos. Im Haus der Tiger City in Manzini soll es vor ein paar Jahren ebenfalls ein Kino gegeben haben, dem die Besucher ausgegangen sind. „Niemand hat sich abends dorthin getraut“, heißt es schlicht, wenn ich Menschen aus Manzini zu ihrem ehemaligen Kino befrage.

Das Equipment für die Produktion von Videos und erst recht von Kinoformaten ist teuer. Folglich werden im Land selbst kaum oder keine Filme gedreht und es gibt keinen Vertrieb. Wer es sich leisten kann, geht zu den großen Produktionsfirmen nach Südafrika. Bloß ein paar Studenten am Waterford Kamhlaba College, an der University of Swaziland und einige Nachwuchstalente, die Zugriff auf eine Videokamera haben, probieren sich als Filmemacher aus.

Einer der Videofilmer, der beim ersten Golden Lion Film Festival mit seinem Music-Clip „Life and Music“ erfolgreich war, ist der 17-jährige Makhosonkhe Nsibandze. Er lebt immer noch in der Nähe seines Geburtsortes Simunye, im Osten des Landes, und möchte später möglicherweise nach Frankreich oder in die USA gehen. Zuvor hoffe er allerdings, ein Praktikum bei einer südafrikanischen Werbefilmproduktion machen zu können. Erste Kontakte hat er bereits geknüpft und vor Ort war er auch schon mal. Wer in Swasiland wirklich was drauf hat, wandert ab. Ein großes Manko des kleinen Königreichs und einer von vielen Gründen für die wirtschaftliche Schwäche. Vor drei Jahren experimentierte Makhosonkhe noch mit einer Digitalkamera und hintereinander geschnittenen Fotofolgen. Jetzt kann er die High Definition Kamera des Colleges nutzen und spielt sogar mit dem Gedanken, einen Club für Filminteressierte zu gründen. Beim diesjährigen Filmfest ist er sogar Mitglied der Jury.

Zu den Jungregisseuren gehört auch der 24-jährige Bornitor Nhlelela aus dem 36 km von Manzini entfernten Ekukhanyeni. Er studiert im dritten Jahr Rechtswissenschaften an der University of Swaziland. Sein Kurzfilmbeitrag in der Sektion „Films of Swaziland“ heißt „How to Get Any Girl to Kiss You“. Das klingt viel versprechend. „Es ist eine Komödie und ich habe sie mit einer Sony Video Kamera gedreht, die ich mir von der Universität leihen durfte“, beschreibt er schüchtern. Schon seit längerer Zeit wollte er Filme machen, aber ihm fehlte bislang das Equipment dazu.

Es stellt sich als sehr schwer heraus, Treffen mit den jungen Filmemachern zu vereinbaren. Makhosonkhe hat kein eigenes Mobiltelefon. Er gibt mir die Nummer einer Studienkollegin, über die ich ihn erreichen könne. Ich versuche es mehrfach, doch die Leitung ist entweder besetzt oder es hebt niemand ab.

Die mobile Telefonie ist verglichen mit deutschen Preisen zwar günstig, aber auf die Dauer doch recht teuer. Laufend muss ich die Gesprächsein-

heiten auf meinem Handy mit Pre-paid-Karten des lokalen Anbieters MTN wieder auffüllen. Die jungen Leute, die ich zu erreichen versuche, haben selbst wenig Geld und sehr beliebt sind „missed calls“ – durch einmaliges Klingeln hinterlassene Rufnummern – die mich zum Rückruf auffordern, wenn ich den Namen des Anrufers oder den Grund des Anrufs erfahren will.

Hans Botnen-Eide aus Norwegen ist ein junger Visual Art Student am Kamhlaba College. In der Kategorie „Student Films“ ist er beim diesjährigen Golden Lion Film Festival mit zwei kurzen Animationen dabei. Die Trickfilme sind Teil der Abschlussarbeit und die Lehrer sitzen am Vorführtag, der in der Woche vor dem eigentlichen Festival stattfindet, in der Jury. Das größtenteils sehr junge und überwiegend dunkelhäutige Publikum ist unruhig. Man merkt, dass die Rezeption von Filmen ein bislang nicht oder kaum erlebtes Ereignis ist. Die Vorführung kann nicht zur geplanten Zeit beginnen, da immer wieder Nachzügler eintreffen. Die älteren Semester des Colleges sind nicht erschienen. Laufend wird der schwarze Vorhang zur Aula zur Seite geschoben und von außen dringen die letzten Sonnenstrahlen des Tages in den abgedunkelten Raum. Es fällt mir schwer, mich auf die Inhalte der Kurzfilme zu konzentrieren, da die Jugendlichen nach Belieben kommen und gehen. Einige Filmszenen werden lautstark und nicht selten reichlich unpassend kommentiert. Nach dem letzten der insgesamt sechs Filme leert sich die Halle sehr schnell. Eine Diskussion über die soeben gesehenen filmischen Werke findet nicht statt und da es draußen bereits stockdunkel ist, muss ich mir ernsthafte Gedanken machen, wie ich zu später Stunde ins 40 Kilometer entfernte Manzini kommen soll, wo ich die letzten drei Wochen meines Swasiland-Aufenthalts verbringe.

Die Vermutung liegt nahe, dass die Menschen – insbesondere in den schwer zugänglichen ländlichen Regionen – andere „Probleme“ haben, als sich Filme oder Theaterstücke anzusehen. Doch die aufklärende Wirkung kultureller Darbietungen wird dabei allzu leicht unterschätzt. In den Kleinstsiedlungen und Dörfern auf dem Land führen Theatergruppen sehr wohl Stücke auf, die (schau-)spielerisch und teilweise komödiantisch das Zusammenleben der Dorfgemeinschaft porträtieren oder beispielsweise über die Gefahren von AIDS informieren.

Erstaunlicherweise führen auch in die entlegenen Gebiete Swasilands häufig schon Stromleitungen, sodass durch die Ausbreitung der unkomplizierteren DVD- und Beamer-Technik die Vorführung von Filmen denkbar wäre. Es lässt sich allerdings nur schwer abschätzen, wann es dazu kommen wird. Aber spannend ist es allemal, sich vorzustellen, dass es mit einer Rückkehr zu den Ursprüngen des Kinos vergleichbar ist, wenn Menschen – egal ob jung oder alt – zum ersten Mal in ihrem Leben bewegte Bilder se-

hen. Eine behutsam eingesetzte Kino-Kultur würde nicht nur den Zwecken der Aufklärung dienen, sondern im Idealfall für Ablenkung und Unterhaltung sorgen; in Gebieten, in denen – hart ausgedrückt – Männern nach Einbruch der Dunkelheit häufig nichts anderes einfällt, als zu trinken oder ihre Frauen zu schwängern.

Die Arbeit an Filmstoffen ist im produktionstechnisch unterentwickelten Swasiland insgesamt nicht konsequent genug. Es werden keine Geschichten erzählt; die Handlung ist oft beliebig und nicht an einem Spannungsbogen orientiert. Scriptwriting als Berufsausbildung gab es lange Zeit nicht und daher existieren meistens auch keine Drehbücher.

Neben dem allzu häufigen „Stochern im Dunkeln“ gibt es aber auch erstaunliche Lichtblicke. Zu den hoffnungsvollen Nachwuchsregisseurinnen des Landes gehört Nonhlanhla Dlamini. Die Gelegenheit, sie in Mbabane zu treffen, beruht allerdings auf purem Zufall. Meine Internetsuche nach ihr, noch von Deutschland aus, war erfolglos und auch über die Pressestelle der Berlinale ließ sich kein direkter Kontakt herstellen. Erst als ich im Theatre Club der Schauspielerin Sindi Nxumalo, die in Richard E. Grants Film „Wah-Wah“ mitgewirkt hat, von meinen gescheiterten Versuchen der Kontaktaufnahme erzählte, überraschte sie mich damit, Nonhlanhla Dlamini zu kennen. Ich schreibe einen Zettel, den Sindi Nxumalo ihr zukommen lässt und bereits am folgenden Tag ruft sie mich an. Interessanterweise liegt das kleine Haus, in dem sie mit ihrem Bruder lebt, in unmittelbarer Nähe der Privatwohnung, in der ich in den ersten Wochen ein Zimmer gemietet hatte.

Sie erinnert sich gern an ihren Besuch in Deutschland und möchte auf jeden Fall wieder an der Berlinale teilnehmen. Von Jürgen Seidler, dem Leiter der Script Clinic in Berlin, wurde sie zur Umsetzung des Kurzfilms „Sweet Little Naughty Things“, einer Homosexuellen-Story, ermuntert. Das passt zu der unkonventionellen Filmemacherin. Seit den Anfängen in der Filmbranche beschäftigt sie sich überwiegend mit Tabu-Themen. In ihrer aktuellen Produktion erzählt sie die Geschichte einer lesbischen Liebesbeziehung.

Eine Teilnahme am Golden Lion Filmfestival lehnt sie bewusst ab, weil es von James Hall organisiert wird. „Es ist sein Festival und für den Filmnachwuchs hierzulande ein Fremdkörper. Wer als Filmschaffender bekannt werden will, geht zu Festivals nach Südafrika; zum Beispiel zum Siteni Film Festival nach Kapstadt. Zudem hat der goldene Löwe nichts mit Swasiland zu tun. Er erinnert eher an Disneys „Lion King“ oder ist wahrscheinlich vom Filmfest in Venedig übernommen.“

Nonhlanhla Dlamini setzt andere Schwerpunkte. Im Jahr 2000 nahm sie im Rahmen des African Script Development Funds (ASDF) an einem Workshop mit Lew Hunter von der University of California (UCLA) teil. In Johannesburg schrieb sie für ein Stadtmagazin, war am Drehbuch zur Se-

rie „Gazlam“ auf SABC1 beteiligt und wuchs allmählich ins Filmgeschäft hinein. Sie lernte beispielsweise Cameron Bailey vom Toronto Film Festival kennen und hat ihren aktuellen Kurzfilm eigens für die höchst offizielle Preisverleihung zur erfolgreichsten Unternehmensgründung 2006 in Swasiland gedreht. „Das soll nicht heißen, dass wir Werbung für die Regierung machen wollen. Diese hat den Film als Wirtschaftsfaktor lange nicht ernst genommen, aber in diesem Jahr wurde die Performing Arts School eröffnet und erstmals werden in den Bereichen Film und Fernsehen neue Jobs geschaffen.“

## 8. Gestatten, mein Name ist Dlamini

An Mitgliedern der Königsfamilie kommt man in Swasiland nicht vorbei. Die Meisten haben einflussreiche oder zumindest besser bezahlte Positionen. Ein Dlamini als Busfahrer oder Bauarbeiter? Undenkbar. Im Eingangsbereich des City Council von Mbabane werde ich von Bongani Dlamini abgefangen. Er ist der Pressesprecher des Hauses und entsprechend wortgewandt. Er habe von meinem Besuch erfahren, säuselt der smarte junge Mann im Plauderton, und wolle wissen, wie es mir in seinem Heimatland gefalle. Schnell wird mir klar, dass es nicht allein sein Interesse an mir und meiner journalistischen Arbeit ist, das ihn direkt in meine Arme getrieben hat. Er möchte – ganz unverbindlich – in Erfahrung bringen, ob ich für seine marketingstrategischen Absichten von Nutzen sein könnte und denkt dabei unafrikanisch weit in die Zukunft. Wohl wissend, dass deutsche Gäste zahlungskräftig sind, versucht er über mich an Fußballteams oder Fanclubs heran zu kommen, die zur Fußball-WM 2010 in Südafrika ihr Quartier in Swasiland beziehen könnten. Ich bezweifle, ihm in dieser Angelegenheit weiterhelfen zu können, möchte ihm aber nicht gleich alle Hoffnungen nehmen. Überhaupt stelle ich fest, wie begeistert vor allem die Männer der ersten Weltmeisterschaft auf afrikanischem Boden entgegniefiebern. Nicht selten mischt sich unter die Freude jedoch schon die Sorge um die kaum einzudämmende Kriminalität.

Zur Ausstellung einer Akkreditierung – der offiziellen Berechtigung, mich als Journalist im Land zu bewegen – versuche ich mich mit Jerome Dlamini vom SBIS (Swaziland Broadcasting and Information Service) in Mbabane zu treffen. Zwei Termine, die wir telefonisch vereinbart hatten, lässt er grundlos platzen. Längst habe ich aufgehört, diese afrikanische Eigenheit, die mir immer aufs Neue widerfährt, zu hinterfragen. Ryszard Kapuściński, der für seine einfühlsamen Reportagen aus der Dritten Welt bekannte große polnische Journalist, beschreibt das afrikanische Zeitempfinden und die ty-

pische Unzuverlässigkeit so: „Für die Afrikaner ist die Zeit eine ziemlich lockere, elastische, subjektive Kategorie. Sie ist eine Materie, die unter unserem Einfluss zum Leben erweckt werden kann.“ Wenn es beispielsweise um ein Treffen geht, sei es völlig sinnlos, meint Kapuściński, danach zu fragen, wann es stattfindet. „Die Antwort ist nämlich von vornherein bekannt: Wenn sich die Menschen versammelt haben.“

Beim dritten Anlauf klappt es endlich. Überraschend erzählt mir Jerome Dlamini die Geschichte seiner Ausbildung in Deutschland: „Ab 1978 kam ich zunächst nach Saarbrücken und machte mit vielen anderen ausländischen Journalisten einen Deutschkurs. Danach war ich in München und Köln bei der Deutschen Welle; insgesamt fast zwei Jahre und die deutsche Regierung hat alles bezahlt. Für dieses kostenlose Traineeprogramm bin ich heute noch sehr dankbar, denn ich wurde mit professioneller Radiotechnik vertraut gemacht und konnte damals alles an meine Kollegen weitergeben.“ Das Swaziland Commercial Radio (Pty) Ltd. sendet aus Südafrika und Trans World Radio nutzt fünf Stationen, um seine in dreißig Sprachen übersetzten religiösen Inhalte im Süden, Osten, in Zentralafrika und im Nahen Osten auszustrahlen. Online-Medien sind kaum verbreitet, da das Internet für einen Großteil der Bevölkerung nicht zugänglich ist. Ungefähr ein Drittel sind Analphabeten; darunter vor allem Frauen, denen Bildung weiterhin verwehrt bleibt.

Es gibt zwei Fernsehsender: Swazi TV und Channel S, die pro Tag ein siebenstündiges Programm in Englisch und siSwati produzieren. Beide unterstehen der Kontrolle des Ministeriums für Information. Leiter des kommerziellen Channel S (das S steht für Swazi) in Manzini ist Ghawe Mamba. Ich habe ihn während der Umhlanga-Zeremonie in Nlangano kennen gelernt und ein Kurzinterview, das er mit mir geführt hatte, wurde am Folgetag sogar in den Abendnachrichten gesendet. Das Fernsehstudio befindet sich in einem teilweise leer stehenden Komplex mit der völlig überzogenen Bezeichnung „Tiger City“. Der Umbau von Räumlichkeiten eines ehemaligen Nachtclubs im ersten Stock dieses nicht sehr einladend wirkenden, mehrstöckigen Gebäudes macht auf mich einen provisorischen Eindruck. Sprecherisch und Kamera der Nachrichten sind nur durch eine dünne Sperrholzwand vom Eingangsbereich mit Schreibtisch und Telefonistin getrennt. Pausenlos läuft ein Fernseher mit sehr schlechter Bildqualität. Regiepult und Monitore befinden sich in einem verglasten Raum, der möglicherweise einst für die Stripperinnen gedacht war. Es fällt mir schwer zu glauben, dass aus diesem Verschlag ein landesweites Programm gesendet wird. In einem Raum oberhalb der vorherigen Bühne hat Mamba sein Büro eingerichtet. Auch er hat von einem deutschen Trainingsprogramm, unterstützt durch die Friedrich-Ebert-Stiftung, profitiert. In Ägypten wurde er 1988 zum Satellitentechniker ausgebildet. Die Tatsache, dass der König sein Cousin ist, dürfte es ihm er-

leichtert haben, 2001 seine eigene TV-Firma zu gründen, damals noch in Johannesburg, wo die Sendetechnik zur Verfügung stand. „Ich empfinde diese Nähe zum König nicht nur als Vorteil“, relativiert Mamba. „Die Leute denken, ich würde die verwandtschaftliche Beziehung für meine Zwecke ausnutzen und das macht die ganze Sache komplizierter.“ Trotz dieser Flucht nach vorn erstaunt es dann doch, dass der Mann, der in einem kleinen Ort bei Mbabane, nicht weit entfernt von der Grenze zu Südafrika geboren wurde, bis heute der einzige Schwarze in Afrika ist, dem ein Fernsehsender gehört. „Vor drei Jahren begannen wir mit der terrestrischen Ausstrahlung in einem Hauptstadt-Studio und ein Jahr später sind wir nach Manzini umgezogen.“ Channel S produziert lokale News, Talk Shows und kauft in der Regel aus Südafrika Dramen, Spielfilme, Soap Operas und Dokumentationen. Mamba beschäftigt circa 60 Mitarbeiter, von denen zwanzig fest angestellt sind und 40 in Teilzeit arbeiten. Über Satellit ist das Programm auch in Deutschland zu empfangen. Durch Werbeblöcke, die insgesamt angeblich nur eine halbe Stunde pro Tag ausmachen, nimmt der kommerzielle Sender ungefähr eine halbe Million Emalangenis monatlich ein.

Am Sprechertisch sitzt der 23-jährige Simphiwe Ncongwane und bereitet handschriftliche Zettel für die englischsprachigen 19-Uhr-Lokalnachrichten vor. Der junge Mann aus Manzini hat eigentlich Rechtswissenschaften studiert, kam durch sein Interesse am TV-Journalismus jedoch vor elf Monaten zu Channel S. Zuvor präsentierte er ein Jahr lang Game Shows auf Swazi TV. „Wir orientieren uns sehr stark an südafrikanischen Sendern wie SAB1 und SAB2, versuchen jedoch eine Swasi Perspektive einzunehmen“, beschreibt er. Seine Kollegin Ntfombiya Ncengwa Dlamini liest 45 Minuten versetzt die siSwati Version der Nachrichten. Die Beiträge sind recht lang, nicht professionell geschnitten und die Kameraführung ist wackelig. Die Studiodekoration hinter ihr besteht aus einer Sperrholzplatte, auf die eine kleine Siedlung mit traditionellen Hütten gemalt wurde, und eine unspektakuläre High Definition Videokamera zeichnet die Sendung auf. Gugu, die schüchterne Assistentin, hält mit ruhiger Hand die kurz zuvor geschriebenen Zettel unter die Kamera, damit sie von den Sprechern abgelesen werden können. Es scheint sie nicht zu irritieren, dass gleich nebenan ständig eine Tür geöffnet wird, Mitarbeiter hereinkommen oder gehen und sich unterhalten, während die Nachrichtensendung läuft. Eine ihrer Kolleginnen, die in diesem Tumult einen Beitrag auf Band kommentieren soll, tut sich schwerer damit und verspricht sich wiederholt, was allerdings gnadenlos über den Sender nach draußen geht. Es beruhigt mich ein wenig, dass sich Ghawe Mamba mit dem Verlauf der Sendung später nicht ganz zufrieden zeigt. Er meint damit aber vor allem einen Beitrag, der dringend hätte gesendet werden müssen und möglicherweise vergessen wurde.

Nachdem sich die erste Anspannung gelegt hat, kann ich es mir nicht verkneifen, den Studiochef nach dem tieferen Sinn der vielen Frauen seines Cousins zu fragen. „Das ist unsere Tradition“, meint er schlicht und ergreifend. „Es ist ja nicht so, dass der König sich willkürlich Frauen aussucht. Sie werden ihm von Vertretern bestimmter Regionen sogar gebracht und es wäre eine Kränkung, wenn er es ablehnen würde, diese Frau als Repräsentantin in seinen Hofstaat aufzunehmen.“ Ich finde es faszinierend, mit welchen Argumenten Ghawe Mamba, der selbst drei Frauen hat, die Polygamie verteidigt. „Statistisch betrachtet werden mehr Mädchen als Jungen geboren, auch in Europa habt ihr zwei Drittel Frauen. In einer monogamen Gesellschaft bleiben also viele Frauen allein. Außerdem haben Männer bei euch mehr Freundinnen und Geliebte.“ Leider fehlt mir in diesem Moment die passende Statistik, die besagt, dass in Europa und weltweit keineswegs mehr Mädchen als Jungen geboren werden. 2005 waren es in Deutschland beispielsweise knapp 352.000 Jungen gegenüber circa 334.000 Mädchen. Ich antworte, dass mehrere Geliebte bei deutschen Männern möglich, aber keinesfalls die Regel sind und gebe zu bedenken, dass es durchaus auch Frauen gibt, die gar keinen Mann an ihrer Seite haben möchten – noch dazu wenn er mehrere Ehefrauen zugleich hätte. Über seine Ausführungen zum Thema AIDS kann ich mich nur noch wundern. „Der Grund für die hohe HIV/AIDS-Rate in unserem Land ist vor allem die gestiegene mosambikanische Population. Deren Infektionen fließen dann in die Statistik mit ein. Es reicht nicht aus, im Krankenhaus nur die schwangeren Frauen zu testen und auf die Gesamtbevölkerung hochzurechnen. Gerade weil sie schwanger sind, haben doch die Meisten von ihnen AIDS.“ Ich zwingen mich, seine Aussage nicht mit einem bissigen Kommentar zu erwidern. Gern hätte ich gefragt, wie oft seine drei Frauen schon schwanger waren. Bei einer solchen Grundeinstellung wage ich zu bezweifeln, ob die eigene Studie, an der das Gesundheitsministerium derzeit arbeitet, auf repräsentativen Daten beruht. Es ist ohnehin unfassbar, was von offizieller Seite öffentlich behauptet wird. Der südafrikanische Gesundheitsminister Dr. Manto Tshabalala-Msimang ist nur ein trauriges Beispiel. Er hat HIV-Patienten mehrfach öffentlich geraten, rote Beete zu essen, da sie einen „guten Schutz“ vor der Immunschwäche bieten würden. Seitdem trägt er den Spitznamen „Dr. Rote Beete“. Erst im September 2006 hat ein Regierungssprecher in Pretoria angekündigt, Tshabalala-Msimang die Zuständigkeit für die HIV- und AIDS-Politik der Regierung zu entziehen. Eine halbherzige Reaktion, wie ich finde, denn der realitätsferne Minister soll in einem Presseinterview ebenfalls gesagt haben, Männer könnten eine Infektion mit HIV „behandeln“, indem sie mit einer Jungfrau schliefen. Nicht umsonst werden in Afrika bis heute viele junge Mädchen – häufig von ihren eigenen Vätern – vergewaltigt und

mit dem tödlichen Virus infiziert. Eine solche Äußerung müsste mit der sofortigen Entlassung des Politikers und einer strafrechtlichen Verfolgung beantwortet werden.

## 9. Es ist auch DEIN Problem!

Die grafische Darstellung der demographischen Entwicklung, die in Deutschland einem unförmigen Pilz gleicht, sieht in Swasiland wie eine Glocke aus; viele junge Menschen und wenig alte. Die Hälfte der Bevölkerung ist unter 15 Jahren.

Wen ich auch frage, alle sagen das Gleiche, wenn es um das Thema HIV/AIDS geht: „Gehen Sie zu Derek von Wissell. Das ist ein sehr zuverlässiger Mann und wahrscheinlich der kompetenteste Gesprächspartner im Land, wenn es um die Immunschwäche und ihre Ausbreitung in Swasiland geht.“ Von Wissell ist der nationale Direktor des NERCHA (National Emergency Response Council on HIV/AIDS) mit Sitz in Mbabane. Zunächst erreiche ich ihn telefonisch auf dem Sprung nach Genf. Einer von vielen Kongressen, auf denen er über eines der drängendsten Probleme Swasilands sprechen muss: das Acquired Immune Deficiency Syndrome. Wahrscheinlich fliegt er nicht nach Europa, ohne EU-Gelder einzuwerben. Faktoren wie Arbeitslosigkeit, Armut, Bildungsmangel, Gleichberechtigung, Krankheit und Kriminalität können allerdings nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Der Global Fund, für den auch U2-Sänger Bono wirbt, hat zuletzt den Bau von 12 Schulen finanziert. Von Geldern des ECCD-Programms wurde die Ausbildung der Lehrer bezahlt und World Vision hat die regelmäßig anfallenden Schulgebühren übernommen. Der Bau von einfachen Wohnhäusern wird von Partner Funds (NGOs, FBOs, THO und anderen) unterstützt und landesweit sind innerhalb des National Community Programms („ka-GOGO“) bereits 300 Versorgungseinrichtungen für Kinder und Mittellose entstanden. 600 Waisen-Familien werden über das Young Heroes Programm durch Sponsorengelder versorgt. Es könnten wesentlich mehr sein, wenn es nach Derek von Wissell ginge.

Ich bekomme einen Gesprächstermin für die darauf folgende Woche und der 62-Jährige empfängt mich zur vereinbarten Zeit bereits am Eingang. Die Mentalitätsunterschiede werden schnell deutlich. Auf meine schwarzen Gesprächspartner hatte ich bislang leider jedes Mal warten müssen. Das Zeitgefühl ist bei den meisten Einheimischen nicht besonders gut ausgeprägt: „Swasi Time“ ist gleichzusetzen mit der exakten Uhrzeit plus ungefähr eine Stunde. Die Lieblingsausdrücke der Swasi sind „I’ll try“ und „Maybe tomorrow“.

Während ich in von Wissells Büro von meinem Stipendium erzähle, unterschreibt der NERCHA-Chef einen ganzen Stapel Überweisungen und Schecks. Der Kontakt zur Verwandtschaft in Deutschland flaute jedoch ab, bis er vor ca. zehn Jahren völlig zum Erliegen kam. Vor der NERCHA-Gründung 2002, um die ihn die Regierung gebeten hatte, war von Wissell in mehreren Staatsämtern tätig: Minister für Finanzen, dann Gesundheit und anschließend für Wirtschaftspolitik.

Er druckt mir die Powerpoint-Seiten seines letzten Vortrags aus und die Zahlen sind schockierend. Die offizielle AIDS-Rate unter der sexuell aktiven Bevölkerung beträgt 42,6%. Die Werte werden in Geburtskliniken ermittelt, in denen sich die Mütter registrieren und testen lassen müssen. Die Hochrechnung ist insofern repräsentativ, weil sie Gesunde und Kranke erfasst. 1996 lag die Rate noch bei 3,9%, was den rasanten Anstieg in nur zehn Jahren verdeutlicht. Bezogen auf die gesamte Bevölkerung ist sogar bereits die Hälfte mit dem Human Immuno-deficiency Virus (HIV) infiziert. Dies ergab eine Hochrechnung nach einem umfangreichen Speicheltest in Botswana und Swasiland. Mehrere tausend Angestellte großer Firmen der Diamanten- und Zuckerindustrie wurden untersucht. Dabei konnte auch ermittelt werden, dass die AIDS-Rate in der Gruppe der 20- bis 29-Jährigen in der Region Manzini bereits über 50% liegt.

Traurige Bilanz der hohen Sterblichkeit junger Eltern sind 70.000 Waisenkinder. Bis 2010 rechnet die Organisation mit einer fast verdoppelten Anzahl. Die nackten Ziffern lassen das Ausmaß der Tragödie nur erahnen; ganz abgesehen von den Prozentsätzen im Dunkeln, die noch über den offiziellen Angaben liegen dürften, was vom Gesundheitsministerium bestritten wird. Auf meine Frage, ob junge Leute in Swasiland überdurchschnittlich häufig ihre Partner wechseln, gibt von Wissell eine erstaunliche Antwort: „Europäer haben verteilt auf ihr gesamtes Leben im Durchschnitt sogar mehr Partner als Swasi, aber in der Regel sind es eben nicht mehrere Lebensgefährten zur gleichen Zeit.“ Nicht einmal den Fakt der Polygamie hält er für entscheidend, solange sich die Gruppe untereinander treu bleibt. Leider ist das nur blanke Theorie, denn allzu oft bricht eine Person aus dieser „Gemeinschaft“ aus und überträgt das Virus auf alle anderen.

Gertrud Langensiepen, eine deutsche Hebamme und Kinderkrankenschwester, die in humanitärer Mission bereits im Kosovo und Sudan unterwegs war und seit zwei Jahren in infrastrukturell noch nicht ausreichend erschlossenen Gebieten Swasilands Schulbauprojekte für AIDS-Waisen vorantreibt, bleibt weniger gelassen. „Ich schätze Derek von Wissell sehr, aber ich sehe gerade in der praktizierten Polygamie eines der größten Probleme.“ Die engagierte Gründerin der Nichtregierungsorganisation MEDEA International aus Velbert bei Düsseldorf geht davon aus, dass innerhalb weniger Jahre eine ganze

Generation wegsterben wird. „Wenn nur noch die ganz Jungen und die Alten bleiben, sind die Kinder unsere einzige Chance. In ihren Köpfen müssen wir etwas verändern, denn vor allem in den ländlichen Regionen wird die mittlere Altersschicht ihre Gewohnheiten nicht mehr ändern.“

Zusammen mit ihren lokalen Partnern versorgt sie 250 Kinder in den Regionen Shiselweni und Lubombo. In der Community Khambhoke (Verwaltungssitz Hlatikhulu) lässt sie mit den Geldern ihres humanitären Vereins Klassenräume errichten, dazu eine Küche mit sauberem Trinkwasser und Latrinen. Die Arbeit in der Community Majembeni (Verwaltungssitz Shewula) teilt sich die 63-jährige Entwicklungshelferin mit anderen NGOs. Von den Community-Frauen, die bereit sind, die AIDS-Waisen zu betreuen, spricht sie mit großem Respekt: „Die Frauen sind für mich die starken Persönlichkeiten des Landes. Sie müssen sich um die Kinder kümmern, erwarten teilweise selbst gerade Nachwuchs und erledigen mühselige Hausarbeiten wie Holz schleppen, Wasser holen, Waschen und Kochen. Ich versuche diesen Frauen, die in Regionen ohne Elektrizität und fließendes Wasser wohnen, zu erklären, dass sie sich den Männern auch mal verweigern oder die Verwendung von Kondomen fordern müssen.“

NERCHA hat an allen viel befahrenen Straßen des Landes große Plakate mit Hinweisen auf HIV/AIDS bzw. mehr Sicherheit durch Monogamie montieren lassen, Kondome verteilt und eine Aufklärungskampagne via Mobiltelefon mit Kurzmitteilungen durchgeführt, doch die Parolen und Aktionen erreichen im Wesentlichen nur die wohl situierte Schicht in den Ballungszentren. Das Verhalten – insbesondere der weniger gebildeten Männer – hat sich unterdessen nur unwesentlich verändert. Obwohl auch König Mswati III. das drohende Desaster erkannt zu haben scheint, da er bereits 2003 mit achtzehn hochrangigen Personen in Führungspositionen an der Plakatkampagne „HIV... Es ist auch UNSER Problem!“ beteiligt war, bleibt er nach wie vor der Tradition, mehrere Frauen zugleich zu haben, verhaftet und ist seinen Untertanen folglich kein gutes Vorbild. Präventivmaßnahmen, wie zuletzt mit dem Schriftzug „HIV... Es ist auch DEIN Problem!“, um die Massenkrankheit persönlicher zu machen, laufen allerdings nicht vollkommen ins Leere. Ich spreche mit einigen Jugendlichen und bin positiv überrascht, dass manche 17- oder 18-Jährige mit sexuellen Kontakten tatsächlich warten und nicht zu früh heiraten wollen. Selbstverständlich kann ich nicht abschätzen, wie viel Wahrheit in solchen Aussagen steckt. Vor allem die jungen Männer gehen etwas lockerer mit der Frage nach ihren Sexgewohnheiten um. Derek von Wissell vermutet, dass es – ähnlich wie in Uganda – 15 Jahre dauern wird, bis die Epidemie unter Kontrolle ist.

Ich erlebe immer wieder, wie stolz die Swasi auf ihre bis heute weitgehend erhaltene, reiche Tradition sind und ich sehe viel Schönes, viel Ur-

sprüngliches darin, aber bezogen auf HIV/AIDS lässt sich auf der anderen Seite der Untergang eines erheblichen Teils der Nation bei entsprechender Medikation durch eine ART (Ante Retroviral Therapy) nur noch ein paar Jahre hinauszögern.

Die vier Großregionen Swasilands sind in 55 Gebiete unter der Führung von Chiefs aufgeteilt; sie werden „tinkhundla“ genannt. Ungefähr 60 Prozent des Territoriums gehören zum Eigentum der Krone. Privater Landbesitz wurde lange Zeit durch Ausländer dominiert, doch zunehmend gelangen auch geschäftstüchtige Swasi zu Reichtum. Allerdings ist auch in diesem Teil Afrikas Korruption an der Tagesordnung. Seit der Unabhängigkeit im Jahr 1968 versucht insbesondere die US-Regierung, den ökonomischen und politischen Reformprozess zu beeinflussen. Wie man sich denken kann, geschieht dies nicht gänzlich ohne Hintergedanken. Das Engagement im weltpolitisch und wirtschaftlich vollkommen unbedeutenden Königreich lässt sich hervorragend als Vorwand benutzen, um das südliche Afrika als wichtigste Wirtschaftsregion des Kontinents relativ ungestört im Auge zu behalten.

Peter Piness, Public Affairs Officer der US-amerikanischen Botschaft in Mbabane, ist professionell genug, sich in unserem knapp einstündigen Gespräch nicht so leicht aufs Glatteis führen zu lassen. Zwei von drei Jahren seiner Abordnung hat er bereits überstanden. Das mag hart klingen, doch es gibt kaum Möglichkeiten, sich die früh hereinbrechenden Abende in einer Hauptstadt, die über keinerlei Nachtleben oder Unterhaltungsangebot verfügt, zu versüßen. Auch wenn er es nicht zugibt, vermittelt der kleingewachsene Diplomat dennoch den Eindruck, als sei Swasiland lediglich eine Durchgangsstation für ihn. Wie es sich für das „Sprachrohr“ der Übergangsbotschafterin Lynn A. Allisson – die ein Kurzinterview mit mir leider nicht in ihrem Terminkalender unterbringen konnte – gehört, zählt Piness stolz die zahlreichen Hilfsprojekte seines Landes auf und weist auf eine derzeitige finanzielle Unterstützung in Höhe von 30 Millionen US-Dollar hin. Das meiste Geld wird in Maßnahmen zur Bekämpfung von HIV/AIDS gespült, doch es bleibt offen, wie viel in anderen Kanälen versickert. Die Bedeutung des amerikanischen Hilfsprogramms möchte ich nicht schmälern. In mancher Hinsicht ist es in der Tat beispiellos.

Auf einer der monatlichen Wanderungen – organisiert durch die Nationalgeografen, zu denen auch Ton Vriend gehört – treffe ich Helga Löffler, eine junge Kinderärztin aus Freiburg. Sie ist die einzige Deutsche in einem ansonsten ausschließlich amerikanischen Ärzteteam, das zur kostenlosen Behandlung HIV-positiver Kinder und ihrer Eltern in der Baylor Clinic in Mbabane eingesetzt wird. Die Kinderklinik wurde erst kürzlich fertig gestellt und entspricht sowohl in ihrer technischen Ausstattung als auch architektonisch gehobenen – man könnte fast sagen überzogenen – Ansprüchen. Fi-

nanziert wird das prestigeträchtige, zunächst auf fünf Jahre angelegte Projekt durch die Initiative „Secure the Future“ (Baylor International Pediatric AIDS Initiative), hinter der das New Yorker Pharmaunternehmen Bristol-Myers Squibb und die Bristol-Myers Squibb Stiftung stehen. Die Initiatoren arbeiten seit 1999 in afrikanischen Ländern südlich der Sahara in Partnerschaft mit Staatsministerien für Gesundheit, medizinischen Einrichtungen, NGOs und anderen Organisationen. Man könnte es eine aufgeblasene PR-Kampagne des US-amerikanischen Pharma-Riesen nennen oder einen unausweichlichen Akt der Menschlichkeit angesichts des Ausmaßes der HIV/AIDS-Ausbreitung im Afrika südlich der Sahara und insbesondere in Swasiland. Helga Löffler führt mich durch die moderne Klinik und ist selbst noch nach einigen Wochen ihrer Arbeit in Mbabane erstaunt darüber, welchen Aufwand die Investoren betreiben, um das Projekt zum Erfolg zu führen. „Auf der einen Seite arbeiten wir hier wirklich unter extrem angenehmen Bedingungen, aber auf der anderen Seite wird den AIDS-Patienten auf diese Weise auch die Angst vor dem Stigma genommen, das viele von ihnen davon abhält, in die erschreckend schlecht ausgestatteten staatlichen Krankenhäuser zu gehen.“

Bei anderen Aktionen humanitärer Hilfe hagelte es zuletzt jedoch auch schon mal heftige Kritik aus Regierungskreisen und öffentlichen Reihen. Mit religiösem Übereifer wollte zum Beispiel – bereits beginnend im Jahr 2004 – „Dream for Africa“, eine christliche Organisation aus den USA unter der Leitung von Pastor Bruce Wilkinson, mit hastig gepflanzten Gemüseärten und völlig überzogenen Plänen für eine monströse AIDS-Waisen-Stadt, die gesamte Bevölkerung Swasilands retten. Die US-Teams mit Weißen mittleren Alters fielen ungefragt über Dörfer und Haushalte her, fotografierten die Küchen und legten viel zu kleine Gärten an, die in den Dürregebieten wenig später vor sich hinwelkten oder aus Angst vor Krankheitserregern von den Anwohnern umgegraben wurden. „Die Helfer trugen Gartenhandschuhe. Die einzigen Handschuhe, die die Leute kannten, waren jene von Medizinern, die zum Schutz gegen AIDS getragen werden. Die Einheimischen haben schnell kombiniert und niemand erklärte ihnen den Unterschied“, heißt es in einem Zeitungsartikel. Wilkinsons Traum ging über die Gärten hinaus – und leider auch weit über das sicherlich gut gemeinte Ziel. „Er wollte, dass die Regierung ihm die zwei größten Wildparks überlässt, dazu hundert Hektar von öffentlichem Land, auf dem viele Ahnen der Swasi begraben sind, sowie Fabriken in der östlich gelegenen Kleinstadt Siteki. Ganz umsonst – mit einem Vertrag über 99 Jahre.“ Effiziente Hilfsprojekte, auch von christlichen Organisationen, sehen anders aus. „Um erfolgreich zu kommunizieren, muss man ein Teil der Gemeinschaft sein“, erklärt World-Vision-Sprecher Mandla Liphondvo, „kein Entwicklungshilfe-Tourist.“

Die Vereinigten Staaten sehen sich selbst gern als größtes Geberland und andere engagierte Nationen, darunter China, Taiwan, Japan, Großbritannien, Italien, Deutschland und die skandinavischen Länder, werden allenfalls lobend erwähnt. Piness rügt die Konsum-Mentalität, in der kaum Platz ist für Recycling und Umweltschutz. Er kritisiert die fehlende wirtschaftliche Ausgewogenheit. „Swasiland konzentriert sich zu sehr auf die Textil-, Zucker- und Papierindustrie. Doch Alternativen, die beispielsweise das große Problem der Arbeitslosigkeit und steigenden (Jugend-)Kriminalität lösen könnten, hat auch er nicht zu bieten.

## 10. Annäherung an alte Traditionen

Die Swasi fühlen sich ihren Traditionen sehr verbunden. Zu den meisten feierlichen Anlässen legen sie die traditionelle Kleidung („mahiya“) an, die aus einem Tuch – häufig in den Farben Schwarz, Weiß und Rot – dem Kopfschmuck (je nach Familienstand) und Fellen besteht; die Männer tragen manchmal sogar Schutzschild und Speer. Schon früh in der Kindheit werden Jungen und Mädchen an die Pflichten in der Familie herangeführt und die Großeltern, Eltern oder älteren Geschwister geben ihnen bestimmte Aufgaben. Die kleinen Jungen hüten beispielsweise das Vieh, während die Mädchen Arbeiten im Haus erledigen und auf die jüngeren Geschwister aufpassen. Ein wichtiger Aspekt in der Erziehung ist der Respekt vor älteren Menschen.

Charles Silwane, ein Lehrer im SOS-Kinderdorf Mbabane, den ich auf einem Ausflug zur Mahamba Gorge Lodge in der Nähe der südwestlichen Landesgrenze treffe, erzählt mir Erstaunliches zum Hochzeitsritual. Die Hochzeit („umtsimba“) ist ein entscheidender Punkt im Familienleben, denn es heiratet nicht nur das Paar, sondern zwei in der Regel große Familien verschmelzen miteinander. Dementsprechend wird die Entscheidung des Liebespaares von vielen Seiten beeinflusst. Es mag an den strengen Regeln liegen, dass sich junge Mädchen in der Öffentlichkeit selten mit ihren Partnern zeigen. Ansonsten hätten sie Strafen ihrer Eltern zu erwarten. Vor allem in den ländlichen Regionen halten junge Pärchen Abstand zu einander, wenn sie sich beobachtet fühlen. Händchenhalten, Umarmungen oder Küsse sind nicht gestattet. Erst in sicheren Verstecken kommt man sich näher, da allein schon das Ausplaudern der Zweisamkeit durch die jüngeren Geschwister vor allem für das Mädchen große Probleme bedeuten würde.

Wenn ein Paar sich zusammen mit seinen Familien über die Hochzeit einigt, muss der Mann den Brauteltern zunächst einmal eine Kuh schenken („lobola“), um deren Zustimmung zur kirchlichen Hochzeit zu bekommen.

Diese Kuh muss sogleich geschlachtet und verzehrt werden. Nur in seltenen Fällen wird eine Hochzeit ohne dieses Geschenk akzeptiert. An der Herkunft der Frau, ihrem Ansehen und der Rangfolge in der Familie bemisst sich die Anzahl weiterer Kühe, die der Ehemann den Brauteltern schenken muss. Diese Kühe dürfen zur Zucht von Jungtieren und zur Milchabgabe verwendet werden. Handelt es sich um ein Mädchen aus einfachem Hause, kann der Bräutigam mit bis zu 15 Kühen rechnen. Bei einer Tochter aus der Königsfamilie muss ein heiratswilliger Mann allerdings wesentlich tiefer in die Tasche greifen. Hier ist die doppelte Menge und teilweise wesentlich mehr fällig. Auf diese Weise wird geregelt, dass Arme und Reiche standesgemäß heiraten. Ein armer Tropf kann demnach also kein Mädchen aus einer reichen Familie heiraten. Umgekehrt wäre es zwar möglich, aber das Ansehen der Familie würde dadurch geschmälert und der reiche Mann muss für alle Familienangehörigen bezahlen. Charles erwähnt einen Fall, bei dem ein betuchter Ehemann bereits die dreizehnte Beerdigung eines entfernten Angehörigen aus der Brautfamilie und die Kosten für andere Festlichkeiten übernehmen musste. Eine Kuh kostet, je nach Jahreszeit besser oder schlechter genährt, umgerechnet zwischen 200 und 400 Euro. Wenn man bedenkt, dass zwei Drittel der Bevölkerung von ca. 70 Emalangi (also weniger als 10 Euro) im Monat leben müssen, werden die unvorstellbaren Relationen deutlich. Anders ausgedrückt: 75 Prozent der Ernährer oder Ernährerinnen einer Großfamilie verdienen weniger als 200 Emalangi monatlich, das sind nicht einmal 25 Euro.

Eine Hochzeit kann zwar mit dem Einverständnis der Brauteltern auch dann vollzogen werden, wenn die Anzahl der vereinbarten Kühe noch nicht oder nur in Raten gezahlt wird, aber es kommen im Abstand einiger Monate immer wieder Familienangehörige der Braut zum Haus des Mannes, um ihn an die noch nicht geschenkten Kühe zu erinnern. Die „lobola“ für seine eigene Hochzeit hat der junge Lehrer aus dem kleinen Bergstädtchen Hlathikhulu im Süden des Landes schon bezahlt.

Obwohl eine Scheidung generell keinen Einfluss auf diesen Kuhhandel hat, gehen die geschenkten Tiere an den Bräutigam zurück, wenn die Frau nachweislich Ehebruch begangen hat. Auf der anderen Seite ist es bei Männern vor allem in den ländlichen Regionen durchaus üblich, zwei oder mehr Frauen zu haben. Die Braut wird schnell in die Familie des Bräutigams integriert und muss sich beispielsweise sogleich um die Kinder der Verwandtschaft kümmern, solange sie noch keine eigenen Kinder hat.

Zu den Höhepunkten des Swasi-Jahres gehört neben dem Incwala-Fest, einer dreiwöchigen Fruchtbarkeitszeremonie, der Reed Dance („Umhlanga“), der Ende August oder Anfang September in der Nähe der königlichen Residenz (Lobamba), die ca. 20 km von Mbabane entfernt ist, stattfindet.

Durch die kritische internationale Berichterstattung haftet ihm mittlerweile ein zweifelhafter Ruf an. Aus westlicher Sicht mag die Tradition, dass der König mehrere Frauen hat, unverständlich erscheinen. Vor allem die Art und Weise, wie er zu neuen Frauen kommt, ist für mich und wahrscheinlich für die meisten Mitglieder einer monogamen Gesellschaft nur schwer nachvollziehbar. Von den Ortsvorstehern in allen Teilen des Landes werden unverheiratete Mädchen aufgefordert, sich am Tanz vor dem König zu beteiligen. Er sucht sich, so will es die Tradition, jährlich eine neue Braut aus, die lebenslang in seinen Harem aufgenommen wird und verpflichtet ist, seinem Wunsch nach Kindern nachzukommen. Da die Auswahl eine ehrenvolle Angelegenheit ist, gibt es für die Mädchen kaum eine Alternative. Zwar können ihre Eltern sie „freikaufen“, doch fehlt ihnen häufig das notwendige Geld. Hinzu kommt der gesellschaftliche Druck. Wer die Beteiligung am Umhlanga-Tanz ablehnt, wird von der Gemeinschaft geächtet. In diesem Jahr haben am Tanz in Mbabane so viele Mädchen wie nie zuvor teilgenommen. Der Pressesprecher der Stadtverwaltung Bongani Dlamini gibt ihre offizielle Zahl mit unvorstellbaren 40.000 an. Unweit der Kleinstadt Nhlanguano, im Süden Swasilands, wird im Jahr 2006 sogar ein zweiter Reed Dance veranstaltet, an dem allerdings „nur“ bis zu 10.000 Mädchen beteiligt sind. Trotz des starken Einflusses westlicher Werte scheint das Bekenntnis zur Tradition weiter zu steigen. Inzwischen melden sich sogar Mädchen aus Südafrika und Moçambique für die jährliche Zeremonie an, was selbst den Pressesprecher ein wenig erschrecken lässt.

Die leicht bekleideten Tänzerinnen im Alter zwischen ungefähr zwölf und zwanzig Jahren sind mit Federn, rasselnden Ketten, Fellen und bunten Tüchern geschmückt. „Ein Kostüm („indlamu“) kostet 500 bis 1.500 Emalangen“, erzählt mir Senlly Thwala, eine 18-jährige Teilnehmerin des Tanzspektakels, das sich zur königlichen Brautschau entwickelt hat. „Das teuerste Outfit („sichobo“) tragen die Töchter des Königs und seiner Geschwister.“ Eine besondere Rolle hätte die neunzehnjährige Tochter von Mswati III. gespielt, doch sie tanzt angeblich nicht mit, weil sie derzeit in den Vereinigten Staaten studiert. Davon können die meisten jungen Frauen in Swasiland nur träumen. Die Verlobte des vergangenen Jahres Nolwazi Mabeke präsentiert sich mit rotem Federschmuck im Haar und cooler Sonnenbrille. Der erste, größere und prächtigere Umhlanga-Tanz in der Nähe des Lobamba-Dorfes dauert immerhin acht Tage, die Veranstaltung im Süden des Landes nur zwei. Hier sind aber auch viele Mädchen zu sehen, deren Eltern sich keine farbenfrohen und üppigen Trachten leisten können. Es überwiegen erdfarbene Röcke und einfacher Schmuck von Mädchen mit fast ausschließlich kurzen Haaren, die von Jungen auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden sind. Alle Beteiligten müssen zunächst eine längere Strecke

zu Fuß zurücklegen, um in zugewiesenen Gebieten Schilfrohre zu schneiden und anschließend zum Festplatz zu tragen. Am Gebäude der Mutter des Königs – zu deren Ehren der Tanz ursprünglich stattfand – werden die Stangen zu einem Windschutz zusammengebunden. Die Mädchen übernachten in Gästehäusern, Schulen, riesigen Zelten oder, wenn der Platz nicht ausreicht, unter freiem Himmel. Es soll vorkommen, dass sich männliches Wachpersonal einiger Mädchen „bedient“; angeblich nur nach vorheriger Zustimmung. Die Kritik am fehlenden Schutz der altersgemäß unsicheren und leichtgläubigen Mädchen wird allerdings immer lauter. Auch der Sensationstourismus, der verstärkt Männer aus Südafrika und westlichen Ländern anlockt, die sich an den barbusigen Tänzerinnen ergötzen, wird in den Medien angeprangert.

Die 18-jährige Phangisile Mngomezulu ist bereits im dritten Jahr beim Umhlanga-Tanz dabei und hat noch keine negativen Erfahrungen gemacht. „Für uns Mädchen ist es ganz normal, unseren Körper während der Zeremonie unverhüllt zu zeigen. Es ist ein großer Spaß, so viele Tänzerinnen aus unterschiedlichen Landesteilen zu treffen. Außerdem tauschen wir uns aus“, erklärt sie. „Den jüngeren Mädchen geben wir Ratschläge bei Problemen und wir machen ihnen Mut, sich nicht zu früh zu einer Hochzeit überreden zu lassen.“

Das Pendant zum Reed Dance ist der Sibhaca-Tanz. Hierbei tanzen nur die jungen Männer und stellen sich heiratswilligen Frauen zur Schau. Es werden bunte Kostüme und mit Fellen verzierte Kriegstrachten getragen. Häufig entwickelt sich die Veranstaltung zu einem Wettstreit, bei dem die Männer in rivalisierenden Gruppen auftreten.

In der Nähe des Parlamentsgebäudes und dem Sitz der Königin Mutter im Ezulwini Tal befinden sich die National Trust Kommission und das Nationalmuseum. Ich betrete das Gebäude, in dem Zeugnisse der reichhaltigen Kunst und Geschichte Swasilands ausgestellt sind, an einem verregneten Dienstagnachmittag. Keine Besucher weit und breit. Das Kassenpersonal bringt sich in Position. Ich frage nach Richard Patricks, „dem Historiker des Königs“, der 1976 aus England eingereist war, um sich drei Jahre später den Kriegern von Sobhuza II. anzuschließen. Er gilt als wandelndes Lexikon der Kulturgeschichte des südlichen Afrika und hat sich zuletzt mit der Genealogie, also mit den Nachnamen – insbesondere der Königsfamilie und der Chiefs – in Swasiland beschäftigt.

Eine der Damen am Empfang führt mich durch eine Seitentür des kleinen Museums zu einem leicht abgelegenen Büro, in dem ich eingehüllt in eine Wolke aus Zigarettenqualm, neben Papierstapeln auf einem alten Holzschreibtisch, hinter dem vergilbten Computermonitor eine hagere Gestalt mit gestutztem Vollbart erkenne. Der 53-jährige Mann schaut mich freund-

lich an und wir kommen sofort ins Gespräch. Sein aktuelles Recherchethema ist die mündliche Überlieferung von Geschichte, die er in Schriftform festhalten will, bevor sie verloren geht. Patricks sammelt und konserviert. Auf seinem Schreibtisch herrscht das geordnete Chaos. Seit 1986 lebt er in der königlichen Residenz Lobamba und die meisten Einheimischen kennen ihn unter dem Namen „Mdvumowencwala“. Er soll die gegenwärtige Anzahl der Frauen des Königs und seiner Kinder kennen und nickt lächelnd, als ich ihn danach frage. „Selbstverständlich interessieren sich ausländische Journalisten dafür, wie viele Frauen der König momentan hat. Es sind zwölf und eine Verlobte („li-phovela“), doch die Zahl kann sich täglich ändern.“ Mir wurde erzählt, dass zwei Frauen Mswati III. bereits verlassen haben. Der Historiker bestätigt dies: „Ja, zwei Frauen sind verschwunden und haben sich ins Ausland abgesetzt. Leider neigen die Medien auch zur Übertreibung. Es stimmt nicht, dass sich der König bei jedem Reed Dance eine neue Frau aussucht. Er hat zwar die Macht, sich für das schönste Mädchen zu entscheiden – das würde wahrscheinlich jeder Mann so machen – aber mit der Auswahl wird sie nicht automatisch zu seiner Frau. Die beiden müssen sich erst einmal ein bis zwei Jahre kennen lernen, bevor die Hochzeit stattfindet. Sie sollte prüfen, ob ihr das königliche Leben gefällt und er findet heraus, ob sie zu ihm passt.“ Ich frage Patricks, ob die Auserwählte auch „Nein“ sagen kann, was der Experte ausweichend beantwortet: „Ich schätze die Swasi-Kultur so ein, dass weder sie noch ihre Eltern direkt Nein sagen. Sie würde ihm aber signalisieren, dass sie nicht die Richtige ist.“ Häufig werden Frauen zum König gebracht und ihm als Repräsentantin einer bestimmten Region ans Herz gelegt. Prinzipiell kann er sich überall in Swasiland und zu jeder Zeit für ein unverheiratetes Mädchen entscheiden. Und ich kann diesen Brauch nicht fassen. Die Zahl der Kinder gibt Patricks mit 22 an. Eines davon soll schon verstorben sein. „In Swasiland werden die toten Kinder mit gezählt.“

Es sind demnach also 21 Königskinder, denen es erwartungsgemäß sehr gut geht. Die Prinzesschen und Prinzen leben in der Regel in einer eigenen kleinen Residenz und werden mit Security-Begleitung und häufig in exklusiven deutschen Limousinen zu den Plätzen ihrer Wahl chauffiert. Es kann der Gang in ein hochwertiges Bekleidungsgeschäft sein, das alle übrigen Kunden zuvor verlassen müssen oder die nächtliche Fahrt zu einem der besseren Clubs bzw. Restaurants. Sie schwimmen zwar im Geld und müssen sich um ihre Zukunft im Prinzip keine Sorgen machen, aber durch ihre extreme Abschottung vom „normalen Leben“ sind sie auch ein wenig zu bedauern.

## 11. Der Junge ohne Namen

„Das Schilf muss geschnitten werden, damit noch mehr Schilf nachwächst.“ So beschreibt es Bongani Dlamini, der Pressesprecher des Municipal Council of Mbabane. „Wenn das Schilf nicht geschnitten wird, dann sterben die jungen Triebe darunter ab.“ – diese Feststellung könnte symbolisch sein für die Situation in Swasiland. Die Lebenserwartung liegt hier im Schnitt nur noch bei 32 Jahren. Wäre ich als Swasi geboren und läge genau im Durchschnitt, so wäre 2006 mein letztes Lebensjahr. Unvorstellbar. Ich frage mich, warum sich der AIDS-Erreger irgendwann einmal aus dem Nichts gebildet hat. Ist die Entstehung von Viren wie dem HIV etwa eine „Notbremse“ der Natur? Soll auf diese Weise eine Überbevölkerung der Erde verhindert werden? Was kann ein junger, möglicherweise schuldlos infizierter Mensch dafür, in einem extremen Verbreitungsgebiet wie Swasiland geboren zu sein?

Zusammen mit Gertrud Langensiepen begleite ich Tihlobotakhe Zulu, einen einflussreichen Mitarbeiter des Swazi Red Cross und Projektkoordinator für Hand in Hand e.V., eine deutsche Hilfsorganisation, zu den gerade abgeschlossenen oder neuesten Bauvorhaben in der Nähe von Siteki. Bei der Verabredung am Telefon hörte es sich zunächst so an, als seien die Hand-in-Hand-Standorte über ganz Swasiland verteilt und ich hatte gehofft, endlich den Norden kennen zu lernen. Doch nun fahren wir erneut in Richtung Westen und sind auf Gertruds Wagen angewiesen, weil das Auto von Mr. Zulu in der Werkstatt steht. Die fahrbaren Untersätze vieler Helfer sind hier in einem erbärmlichen Zustand. Nicht selten müssen einheimische Koordinationskräfte unvorhergesehen auf den öffentlichen Transport ausweichen und erreichen die entlegenen Gebiete mit erheblicher Verspätung. Aber die Menschen dort sind dankbar, dass sich überhaupt jemand um sie kümmert; vor allem um die Waisenkinder. Das Land ist klein und daher kennt man sich hier. Die Kranken und Zurückgebliebenen sind froh, dass da jemand ist, der ihre Sorgen und Ängste versteht. Im Minutentakt klingelt das Mobiltelefon von Mr. Zulu. Er ist offensichtlich ein gefragter Mann und in den abgelegenen Gebieten gibt es kein Netz mehr. Also telefoniert er, solange es geht. Die Menschen, zu denen wir fahren, haben kein Telefon. Sie besitzen nur ein spartanisches Dach über dem Kopf, ein paar Ziegen, Hühner und – wenn sie es sich leisten können – Kühe. Eine Reihe von Entwicklungshilfeorganisationen ist am Werk, um die mehr als schlechte Versorgungslage zu verbessern; darunter UN-Mitarbeiter vom World Food Program oder UNICEF, kirchliche Vereinigungen wie die Caritas und humanitäre Helfer der internationalen Rettungsdienste. Ihre immensen Anstrengungen für erträgliche Lebensumstände machen Mut, doch die nackten Zahlen, die auf dem

Hand-in-Hand-Flyer stehen, sorgen schnell für Ernüchterung. Bereits jetzt leben in den Ländern südlich der Sahara 11 Millionen AIDS-Waisen; das sind 80 Prozent aller AIDS-Waisen auf der Welt. Allein in Swasiland werden bis 2010 über 100.000 Kinder und Jugendliche erwartet, die beide Elternteile durch die tödliche Immunschwäche verloren haben. In weniger als 45 Jahren soll sich die Bevölkerung in Folge von AIDS auf 60 Prozent reduziert haben.

Langsam beginne ich, einen Eindruck dieser schrecklichen Auswirkungen zu bekommen. Nach mehreren Abzweigungen auf der staubigen Gravel Road befahren wir einen Feldweg, doch das kleine Haus, zu dem er führt, ist verlassen. In der Nachbarschaft nur zwei weitere Häuschen; ebenfalls wie ausgestorben. Ein ungewohntes Bild für Afrika. Keine neugierigen Kinder, keinerlei von Menschenhand erzeugte Geräusche; nur das leise Rauschen des Windes ist zu hören. Fast ein wenig unheimlich, wenn ich mir im Gegensatz dazu die tagsüber hoffnungslos überfüllten Straßen von Manzini vorstelle. „Wir haben Pech“, meint Mr. Zulu. „Hier ist heute niemand.“ Er zeigt uns die schäbige Blechbaracke, in der die von Hand in Hand e.V. unterstützte Familie vorher gewohnt haben soll. Ich hatte sie, ohne großartig darüber nachzudenken, für einen Viehstall gehalten.

Wir fahren weiter und der schon leicht ergraute Projektbetreuer lotst uns ortskundig zu den nächsten Haltepunkten; über Wege, die durch Erosion oder Überwucherung kaum noch als solche erkennbar sind. Ironie des Schicksals. Der erst kürzlich errichtete Neighbourhood Care Point, ein schlichter Holzbau mit Bänken und Kesseln zur Speisung der Waisenkinder, ist selbst verwaist. Es kommt mir seltsam vor und Mr. Zulu blickt ebenfalls etwas ratlos, dass hier zur Mittagszeit keine Menschenseele zu sehen ist. Zweimal treffen wir in versteckt gelegenen Siedlungen immerhin noch junge Mütter mit ihren kleinen Kindern an, doch sie sind in sich gekehrt, fast apathisch. Die Männer, zumeist bereits an AIDS gestorben, haben den todbringenden Virus weitergegeben. Ich schaue in leere, ausdruckslose Augen und verteile Bonbons für die Kleinen. Immerhin, ein angedeutetes Lächeln. Nicht selten jedoch beobachte ich, dass sich die Mütter die Bonbons nach kurzem Zögern selbst in den Mund stecken.

Gertrud setzt Tihlobotakhe Zulu eine gute Stunde später am vereinbarten Ort bei Matsapha an der Schnellstraße ab. Er telefoniert wieder und gibt uns zu verstehen, dass man ihn abholt. Die Eindrücke des Tages haben mir den Hals zugeschnürt. Ich bringe nur noch ein zaghaftes Dankeschön heraus und frage ihn zum Abschluss, was sein Name bedeutet, den er mir aufschreiben muss. „His Relatives“, sagt er lachend. Eine seiner drei Frauen erwartet gerade sein zwölftes Kind. „Ich weiß selbst, dass es zu viel ist“, sagt er, „aber so ist das eben bei uns.“

Die Zeit wird knapp. Mir bleibt nur noch eine Woche in Swasiland und ich will noch so viel sehen. Gertrud Langensiepen bietet mir an, Sonja zu besuchen, eine gute Bekannte von ihr, die im Ezulwini Valley ein Kinderheim leitet. Zur Seite stehen ihr Betreuerin Yael und zwei schottische Volontärinnen, die über die Vermittlungsplattform „All Out“ im Internet auf die Assistenzjobs aufmerksam wurden. Vor einigen Jahren war Sonja aus Nigeria in den äußersten Südosten Afrikas gekommen. Es gibt kaum ein menschenverachtendes Verhalten gegenüber Säuglingen, Kindern und Jugendlichen, das sie noch nicht erlebt hat. Sie hebt ein wenige Wochen altes Baby aus einem Kinderbettchen, das ein paar Tage nach seiner Geburt mit schweren Nackenverletzungen in einer Kloschüssel gefunden wurde.

Wir haben Brot mitgebracht. Ein Mädchen mit unübersehbaren Verbrennungsnarben im Gesicht und auf den Armen läuft an mir vorbei, um beim Ausladen des Autos zu helfen. Es heißt, sie sei vom betrunkenen Vater mit Benzin übergossen und angezündet worden, weil sie sich ihm widersetzt hatte. Wozu Menschen fähig sind. Ich spüre eine undefinierbare Wut und gleichzeitig ein lähmendes Entsetzen in mir.

Ich trommle alle zirka dreißig Kinder zum Gruppenbild mit den Betreuern zusammen. Doch kurz darauf bricht eine ganz andere Hektik aus. Ein Social Worker erscheint und bittet uns, mit ihm in ein schwer zugängliches Gebiet bei Elagaganeni zu fahren, um dort einen schwer erkrankten Jungen abzuholen und ins Krankenhaus zu bringen. Es gibt keine flächendeckende ärztliche Versorgung. Krankentransporte oder Aufenthalte in Krankenhäusern können sich die Meisten nicht leisten. Daher muss die Landbevölkerung oft wochenlang leiden, bis ein Arzt eintrifft und nicht selten kommt jede Hilfe zu spät. Gertrud überlegt nicht lange und stellt erneut ihren geländegängigen Wagen zur Verfügung.

Die staubige schmale Straße mit den tiefen Erosionsfurchen schlängelt sich am Berg entlang und schraubt sich immer höher. Es ist ein abgelegenes Gebiet und die einzelnen Siedlungen sind weit verteilt. Ich frage den Social Worker, warum die Leute hier keine Dörfer mit mehreren kleinen „homesteads“ gegründet haben. Er antwortet, dass die Menschen dort siedelten, wo sie Land zur kärglichen Bewirtschaftung fanden und so entstanden diese verstreuten Kleinstfarmen. Noch immer sind weite Teile des Landes in Staatsbesitz oder werden von den Chiefs, die wiederum Günstlinge der Königsfamilie sind, kontrolliert.

Von der angeblichen Nähe zu Manzini kann bei der Strecke, die wir nun schon seit mehr als dreißig Minuten über eine schlechter werdende Schotterstraße zurücklegen, nicht die Rede sein. Eines steht fest: für einen Krankenwagen wäre dieser Weg unbefahrbar gewesen. Wir sehen Grundschulkinder auf ihrem täglichen Fußmarsch nach Hause. In der hügeligen Landschaft

ist weit und breit keine Schule zu sehen. Wie die Siedlungen, so sind auch sie über viele Kilometer verstreut. Die Kinder, an denen wir vorbeifahren, winken uns freundlich zu. Einige sind am frühen Morgen und nachmittags jeweils zwei Stunden und länger ohne Begleitung eines Erwachsenen unterwegs. Sie haben keine Eile. Sie kennen es nicht anders. Die löchrigen Wollpullover und langen Hosen, die sie in den kühlen Morgenstunden wärmten, tragen sie auch jetzt noch; in der Mittagshitze. Diese fröhlichen, unbekümmerten Gesichter, in die ich blicke, werde ich noch lange in Erinnerung behalten.

Wir nähern uns der Hüttenkolonie, wo der kranke Junge mit seinen vier jüngeren Geschwistern und der Großmutter lebt. Kinder, die ohne Eltern aufwachsen. Ich kenne nicht einmal den Namen des Jungen. Für ausführliche journalistische Gespräche ist die Zeit zu kostbar. Er ist einer von jenen, die im Normalfall keine ärztliche Hilfe zu erwarten haben, die monatelang still und ohne Hoffnung leiden. Wir knien uns zu ihm. Schüchtern und mit gesenktem Kopf sitzt er da, im Schatten einer Überdachung aus zusammengebundenen Ästen. Sein Alter schätze ich auf fünfzehn. Er schämt sich für das stark geschwollene, weit herunterhängende linke Augenlid. Fliegen setzen sich auf die nässende Wunde. Am Mund erkenne ich Narben, die wie Brandverletzungen aussehen. Ich bin geschockt. Dieser Junge muss dringend ins Krankenhaus. Dort sei er angeblich schon vor Wochen gewesen, aber man habe ihm nicht helfen können, berichtet der Social Worker. Es sei Krebs diagnostiziert worden. Die offene Wunde sieht nicht nach einer Krebswucherung aus. Ich bin kein Arzt, doch jeder Laie erkennt sofort, dass hier schnell gehandelt werden muss.

Zum Abschied überreiche ich den Kindern kleine Geschenke, die mir meine beiden kleinen Nichten mitgegeben haben. Die Beschenkten sind so verschüchtert, dass sie nicht einmal freudige Reaktionen zeigen können. Wahrscheinlich haben sie nie zuvor solche Spielsachen gesehen. Ihr eigenes Spielzeug besteht aus zusammengebastelten Abfällen.

Die Großmutter kann ihre Enkel nicht mehr angemessen versorgen. Es fehlt das Geld für frische Nahrungsmittel. In der Küchenhütte mit dem zerstörten Dach, das beim letzten starken Sturm vor wenigen Wochen einfach weggeweht wurde, steht ein Kessel mit verfaulten Essensresten. Die Lehmhütte ist zugleich auch der Waschraum. Zwei Brüder des kranken Jungen bringen in einem Kanister Wasser vom nahe gelegenen Flüsschen herauf, damit er sich in einem viel zu kleinen Zuber waschen kann. An fließendes Wasser und Elektrizität ist in dieser abgelegenen Gegend nicht zu denken.

Als wir uns mit dem Jungen ohne Namen im Auto auf den Rückweg zum Kinderheim machen, bin ich einerseits erleichtert, dass er nun bald ärztlich versorgt wird. Auf der anderen Seite stimmt es mich auch sehr traurig, dass

wir die Familienangehörigen zurücklassen müssen und so vielen anderen Bedürftigen im Umkreis an diesem Tag nicht helfen können. Auch in meiner Familie gab es Sätze wie „Iss deinen Teller leer. Was sollen denn die armen Kinder in Afrika denken?“ Damals konnte ich mir diese „armen Kinder“ nicht vorstellen und spätestens seit heute sehe ich sie mit anderen Augen.

## 12. Epilog

Gereizt hat mich an dem „kleinen Abenteuer Swasiland“ neben der speziellen Thematik vor allem das Ungeplante; die persönliche Herausforderung und das „Auf sich gestellt sein“ mit kaum mehr als ein paar Namen und Adressen im Gepäck. Das Ankommen im Ungewissen.

Nichtafrikaner könnten die Eigenheiten des schwarzen Kontinents nicht verstehen, meint Bartholomäus Grill. Die Europäer beispielsweise hätten ja nur den einen Blick auf Afrika, nämlich den europäischen. An dieser Einschätzung ist sicher etwas Wahres dran, aber ich kann nur hoffen, dass sie sich nicht bewahrheitet. Wer von vornherein mit einem Gefühl des Unverständnisses in die fremde Welt Afrika eindringt, dem wird sich das einzigartige und reichhaltige Leben dort nicht erschließen. Dieser Eindringling wird für alle Zeit ein Fremder sein. Die Tür zum gegenseitigen Verständnis muss offen bleiben. All jene, die in den afrikanischen Staaten auf Sinnsuche gehen, sollten nicht zu lange über die tiefere Bedeutung des Rätselhaften nachdenken, das sie dort sehen und erleben. Sie werden mehr erkennen als den bloßen Abklatsch eines fest gefügten Afrikabildes aus Katastrophenmeldungen in den Medien.

Mein Bericht aus Swasiland gibt selbstverständlich nur eine subjektive Sicht wieder. Er ist ein kleiner Ausschnitt des großen Ganzen, das sich zum afrikanischen Kontinent zusammenfügt. Ich möchte dazu beitragen, die Menschen und ihre Lebensumstände zu verstehen und meine Erkenntnisse tragen letztlich auch zum Selbstverständnis bei. Es ehrt mich auf besondere Weise, der erste Stipendiat zu sein, der das kleine Königreich im Auftrag der Heinz-Kühn-Stiftung besuchen durfte.

Ich bedanke mich beim Honorargeneralkonsul Volker Stoltz, der mich in seiner Berliner Wohnung (und das sogar am Endspieltag der Fußball-WM) empfangen und meinen Swasilandbesuch bei einigen persönlichen Ansprechpartnern vor Ort angekündigt hat. Ein spezieller Dank geht an Alexander Ablasser von der Hilfsorganisation Hand in Hand e.V. in Wiesbaden. Er hat schnell und unverbindlich eine Fülle von Fragen via Email beantwortet und mir den Weg zu Projektleitern in den schwer zugänglichen Landesteilen des Königreichs geebnet. Im Land selbst waren es vor allem

Gcinile Buthelezi und Gertrud Langensiepen, die mich hilfsbereit und gastfreundlich empfangen und meine journalistische Arbeit enorm erleichtert haben. Ihnen sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Ich hoffe sehr, dass der Kontakt zu ihnen und einigen anderen sehr netten Bekanntschaften in Swasiland bestehen bleibt.

Meiner Frau Sandra gilt nicht nur mein Dank, sondern vor allem mein Respekt, dass sie den Mut hatte, mich trotz ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft nach Afrika reisen zu lassen. Es ist gut ausgefallen: Unser Sohn blieb bis zum errechneten Geburtstermin im Bauch.

In besonderem Maße möchte ich mich bei Ute Maria Kilian, von der ich neben praktischen auch ein paar sehr nützliche Literaturtipps erhalten habe, sowie beim Kuratorium der Heinz-Kühn-Stiftung bedanken, das meiner Arbeit vertraut und meine Leidenschaft für Afrika und seine Menschen unterstützt hat. Ich bin froh und auch ein wenig stolz, zur stetig wachsenden Heinz-Kühn-Familie zu gehören.

Meine beiden flüchtigen Bekanntschaften aus Johannesburg – Jabulane und Imèl – habe ich nicht mehr getroffen. Ihre scheinbare Gewissheit, dass wir uns in Swasiland wiedersehen würden, gehört wohl zum Unverbindlichen der afrikanischen Lebensart. Das dürfte auch so etwas sein, das wir Europäer von den Afrikanern lernen können; nicht alles allzu ernst zu nehmen. An die Erfahrungen und Eindrücke aus Swasiland werde mich gern erinnern und vielen davon berichten. „Es ist allemal einfacher zu beschreiben, was Afrika nicht ist“, sagt Bartholomäus Grill in ‚Ach, Afrika‘, also zu unterscheiden zwischen dem, was wir in den Kontinent hineindeuten und dem, was jenseits aller Projektionen steht.“ Jenseits der inneren Bilder, die wir auf die äußere Welt werfen. Bilder wie Filme, die vor unseren Augen ablaufen.